Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 29 (1947)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 14. Februar 1947 | Erscheint jeden Freitag | 29. Jahrgang Nr. 7

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Frauenstimmrechtsdebatte im aargauischen Großen Rat

Wir entnehmen dem „Freien Aargauer“ folgenden Bericht:

Nun hat auch der aargauische Große Rat seine Debatte über das Frauenstimmrecht gehabt. Von der Regierung (Dr. R. Siegrist) lag ein Antrag vor auf Ergänzung der Staatsverfassung durch folgenden Art. 11 bis:

„Schweizerinnen sind in Angelegenheiten, über welche die Gemeinden entscheiden, stimm- und wahlberechtigt. Sie sind in Behörden und Aemter der Gemeinden wählbar.

Die Voraussetzungen für die Stimm- und Wahlberechtigung sowie für die Wählbarkeit sind gleich wie für die Männer. Dagegen besteht für die Frauen weder Stimm- noch Wahlpflicht noch Amtszwang.

Der Regierungsrat trifft die erforderlichen Anordnungen auf dem Verordnungswege“.

Es war ein kalter Morgen, als am 28. Januar zahlreiche Frauen, junge Mädchen und junge Männer die Tribüne des Großratssaales in Aarau bis auf den letzten Platz füllten. Erwartungsvolle Aufmerksamkeit lag auf den jungen Gesichtern. Wir Aelteren machten uns über den Ausgang der Verhandlungen keine Illusionen, doch interessierte uns ihr Niveau. Im großen ganzen darf man sagen, daß „Freund und Feind“ ihre Sache gut vertraten, das heißt ernsthaft, überzeugt, meist mit dem Willen zur Objektivität; wenn auch — das muß schon gesagt werden — auf Seiten der Gegner die Argumente manchmal auch gar antiquiert und gelegentlich geradezu mit Schimmel bedeckt erscheinen mochten! So zum Beispiel wenn der Referent der Kommissionsmehrheit prophezeite, das Frauenstimmrecht würde eine Verwilderung der religiösen und sittlichen Werte zur Folge haben (!). Wenn dieses Argument einer phantasiegeladenen Ueberzeugung entsprang, so war ein anderes schlimmer, das der Unkenntnis oder dem Nicht-wissen-wollen oder Nicht-zugeben-können entstammte, nämlich die Behauptung eines Votanten, das Frauenstimmrecht hätte noch in keinem Lande eine positive Wirkung gezeitigt. So oberflächlich dürfte man doch nicht urteilen oder Urteile nachschwatzen!

Demgegenüber wurde von den Befürwortern in sachlicher Art so viel Wesentliches gesagt, mit solch großem Ernst versucht, der Frau als Mensch gerecht zu werden, sie als Kameraden neben sich zu stellen, daß einem eine warme Freude erfüllen konnte.

Trotzdem . . . es blieb für uns Frauen ein wenig schmerzlich, daß hier einzig von Männern über Dinge verhandelt wurde, die uns so selbstverständlich und eminent angehen, die uns so sehr „as Läbige“ rühren! Da konnte einem schon die Frage aufsteigen: „Wie ist es Euch wohl zu mute, Ihr werten Adams, wenn Ihr da so selbstgerecht Euern Männerstandpunkt vertretet gegenüber Frauen die Euch nicht entgegnen können? Tut Ihr es so selbstverständlich wohlgemut wie jener kleine Junge, welcher das nachgeborene Schwesterlein von der Mutter Schoß herunter ziehen wollte mit den Worten: ‚Gang ewäg, Schwösterli, das isch m i n Platz'!“

Und während man von der Tribüne in die Arena der Männer hinunterschaute, suchte das geistige Auge in der Vergangenheit so manche Versammlung der Frauen im lieben Schweizerland, sei es nun das kleine „Frauenparlament“ der Aargauischen Frauenzentrale, seien es die großen Tagungen des Bundes Schweiz. Frauenvereine oder des bedeutenden Frauenkongresses vom letzten Herbst in Zürich, überall war ja das gleiche Bild: Frauen, beseelt von tiefem Verantwortungsernst gegenüber jeglichen Hilfsbedürftigen, durchdrungen auch von Verständigungsbereitschaft zu den Schwestern rechts und links und von Gefühlen der Kameradschaft zu den Männern . . . Und:

„Ihr lasset ungenützt und unverstanden
so vieler Frauenliebe K r a f t versanden!“

Nein! ich will die Frauen nicht idealisieren! Aber trotz all ihrer Schwächen und Unzulänglichkeiten, die ihr menschlich teil sind, so sind sie wirklich doch immer wieder die **Einsatzbereiten**, wenn es gilt, irgend einer Not zu steuern, und sie tun dies im Großen so treu und geduldig, wie sie es als Mütter in ihrer kleinen Familie tun. Und ein anderes Bild noch stieg vor meinem Auge auf . . . Ich sah jenes kleine Mädchen, das genau vor hundert Jahren in einem aargauischen Bauernhause zur Welt kam, und das später meine Mutter wurde. Dieses Bauernkind hatte einen unstillbaren Hunger nach Wissen. Wie es in ihrem Vaterlande bestellt und was alles schon darin geschehen war, das wollte es erfahren. Aber der Lehrer — wenn der Stundenplan „Geschichte“ vorschrieb — jagte die Mädchen hinaus und heim, „weil ihr ja doch nichts davon versteht!“ Das war ein ganz großer Kummer für das Kind, und es konnte sich jeweils nur so helfen, daß es von seinem kleinen aber umso behüteteren Besitz einen Fünfer opferte, um einen der Brüder damit zu verlocken, ihm genau alles zu sagen, was der Lehrer erzählt habe. So viel ließ sie es sich kosten, die kleine Wißbegierige!

Heute, hundert Jahre später, werden die Mädchen in den Schulen nicht mehr hinausgewiesen; sie behaupten meist recht tapfer ihren Platz neben den Knaben, aber . . . aber . . . im aargauischen Großen Rat (und nicht nur dort!) heißt es immer noch: „Hinaus mit Euch! Dies ist nicht Eure Sache! Ihr könnt sie nicht verstehen und Ihr braucht sie nicht zu verstehen!“

Wie wird es wieder in hundert Jahren sein? Werden dann die geheiligten Schranken der Tradition und die unheiligen des Eigennutzes immer noch aufgerichtet sein? Oder glaubt Ihr, daß die Mehrheit der Männer dann endlich r e i f geworden ist für die rechte Demokratie der Männer u n d F r a u e n?

Nach dreistündiger Diskussion entschied der Rat mit 88 gegen 67 Stimmen g e g e n Eintreten auf die Vorlage. Damit ist das Frauenstimmrecht im Aargau auf längere Zeit begraben, und Dr. Siegrist behält recht mit seinem Faust-Zitat „Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis“!

M. L e j e u n e - J e h l e.

Ueber das Schweizerbürgerrecht

Jeder Schweizer gehört drei Organisationen an: Der Gemeinde, dem Kanton, dem Bund.* Historisch betrachtet ist das Gemeindebürgerrecht das Primäre, erst allmählich bildeten sich Kantons- und Schweizerbürgerrecht aus. Während der Helvetik, unter dem Einfluß des französischen Rechts, verschwinden Gemeinde- und Kantonsbürgerrecht, es entsteht ein schweizerisches Bürgerrecht. Diese Entwicklung nahm aber bald einen rückgängigen Verlauf, sodaß Gemeinde- und Kantonsbürgerrecht wieder aufleben.

Die Bundesverfassung selbst hat keine Vorschriften über das G e m e i n d e b ü r g e r r e c h t aufgestellt. Dieses könnte also ohne Verletzung der BV von den Kantonen beseitigt werden. Dazu wird es wohl kaum jemals kommen, weil die Gemeinde in allen Kantonen eine große Rolle spielt, sie bildet die Grundlage aller politischen Organisationen. Eine Auswirkung des Gemeindebürgerrechts ist der Anspruch des Bürgers auf finanzielle Unterstützung bei Bedürftigkeit. Zwar ist dieses „Heimatprinzip“ im Armenwesen in den meisten Fällen durch das „Wohnsitzprinzip“ ersetzt worden. Im schweizerischen Zivilgesetzbuch wird verschiedentlich auf die Heimatgemeinde hingewiesen: Die Verkündigung der Brautleute hat am Ort des Wohnsitzes und bei der Heimatgemeinde zu erfolgen; bei Vaterschaftsklagen ist die Heimatgemeinde zu benachrichtigen; nach Art. 378 des Zivilgesetzbuches ist die Heimatgemeinde berechtigt, die Bevormundung von Angehörigen, die in einem andern Kanton ihren Wohnsitz haben, bei der Wohnsitzbehörde zu beantragen.

Ueber das K a n t o n s b ü r g e r r e c h t enthält die BV Vorschriften in den Art. 43 und 44. Der Kantonsbürger darf nicht aus dem Kanton ausgewiesen werden. Die Bestimmung der BV, wonach die Niederlassung denjenigen verweigert oder entzogen werden kann, die wegen eines strafgerichtlichen Urteils nicht im Besitze der bürgerlichen Rechte und Ehren sind, kann vom Kanton also für seine eigenen Bürger nicht angewendet werden. Der Berner zum Beispiel kann aus einem solchen Grunde nicht aus dem bernischen Kantonsgebiet ausgewiesen werden. Das Kantonsbürgerrecht schließt auch die politischen Rechte in kantonalen Angelegenheiten in sich. Es spielt — wie das Gemeindebürgerrecht — auch bei zivilrechtlichen Verhältnissen eine Rolle. So kann die Aenderung des Namens einer Person von der Regierung des Heimatkantons bewilligt werden, wenn wichtige Gründe vorliegen. Die Kantone sind auch befugt, für die Beerbung ihrer Angehörigen, die in ihrem Gebiet den letzten Wohnsitz haben, den Pflichtteilanspruch der Geschwister entweder aufzuheben oder ihn auf die Nachkommen der Geschwister auszudehnen.

Das S c h w e i z e r b ü r g e r r e c h t sichert dem Bürger die politischen Rechte in eidgenössischen Angelegenheiten, es gewährt ihm, allgemein gesagt, alle Rechte und auferlegt ihm alle die Pflichten, die sich aus der BV ergeben. Logisch betrachtet — juristisch gesehen allerdings nicht — ist das Schweizerbürgerrecht dem Kantonsbürgerrecht übergeordnet. Wir sind in erster Linie Schweizerbürger mit den Rechten und Pflichten, die sich aus BV und Bundesgesetzgebung ableiten, zum Beispiel Recht auf Niederlassungsfreiheit usw. (darüber später). Die nicht zahlreich vorhandenen kantonalen Verschiedenheiten bei gewissen Materien bestehen nur zu Recht, weil dies der Bund so vorgesehen hat (der formale Geltungsgrund des Kantons liegt beim Bund).

Wie wird nun das Schweizerbürgerrecht erworben? Vor allem durch familienrechtliche Tatsachen, also durch Abstammung, Heirat, Legitimation. Die ehelichen Kinder eines Schweizers erhalten das Bürgerrecht, ebenso erhält es das uneheliche Kind einer Schweizerin. Ort der Geburt spielt keine Rolle. Die drei Bürgerrechte (Gemeinde, Kanton, Schweiz) werden durch Geburt gleichzeitig erworben (anders bei der Naturalisation). Uneheliche Kinder eines Schweizers und einer Ausländerin erhalten durch eine spätere Heirat der Eltern ebenfalls das Schweizerbürgerrecht, ebenso das uneheliche Kind durch die Anerkennung durch den Schweizervater. Hierher gehört auch die richterliche Zusprechung eines außerehelichen Kindes mit Standesfolge (kommt zum Beispiel vor, wenn der Vater der außerehelichen Mutter die Heirat versprochen hatte). Das adoptierte Kind dagegen behält sein ursprüngliches Bürgerrecht. Wird eine Ehe geschieden, so behält die Frau — also auch die frühere Ausländerin — das Bürgerrecht ihres geschiedenen Mannes. Es sind ja in den letzten Jahren Ehen geschlossen worden mit dem einzigen Zweck, einer Ausländerin das Schweizerbürgerrecht zu sichern. Um diesem Mißbrauch des Institutes der Ehe entgegenzutreten, wurde durch einen Bundesratsbeschluß vom 11. November 1941 verfügt, daß das eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement innert fünf Jahren seit dem Eheschluß den durch diesen bewirkten Erwerb des Bürgerrechts n i c h t i g erklären kann, wenn der Eheschluß offenkundig die Umgehung der Einbürgerungsvorschriften bezweckte.

Das Schweizerbürgerrecht kann auch durch Naturalisation erworben werden. Dies erfolgt durch die Kantone, die aber an bestimmte Schranken des Bundes gehalten sind. Der Kanton darf die Bedingungen für die Einbürgerung allerdings verschärfen, der Bund stellt nur Minimalbedingungen auf. Gemäß Bundesgesetz betreffend die Erwerbung des Schweizerbürgerrechts und den Verzicht auf dasselbe vom 25. Juni 1903 hat der Ausländer beim Bundesrat die Bewilligung zur Erwerbung eines Gemeinde- und Kantonsbürgerrechts nachzusuchen. Die wichtigste Bedingung ist der Domizilnachweis; Hotelaufenthalt genügt nicht, der Bewerber muß Aufenthalts- oder Niederlassungsbewilligung haben. Der Bundesrat prüft auch die Beziehungen des Bewerbers zu dem bisherigen Heimatstaate, sowie dessen sonstige persönliche und familienrechtliche

* Er besitzt also ein Gemeindebürgerrecht, ein Kantonsbürgerrecht und das Schweizerbürgerrecht; eines ist ohne das andere nicht denkbar.

Nachdruck verboten

Michaela

19

Ein Frauenschicksal

Von Irmgard v. Faber du Faur

War ihre Antwort überhaupt richtig gewesen, war die Ausstellung überhaupt wichtig, war sie überhaupt wünschenswert? Wäre sie ihm und die Fremde hier nicht genug Echo gewesen und ist das Echo der großen Welt nicht zu leicht verderblich auf die Entwicklung? Wächst das Große nicht am sichersten ganz in der Stille und unbekannt? Hatte sie zu ihrer Antwort nicht sein von ihr gefühlter Wunsch getrieben? War sie ihm gegenüber schon kein reiner Spiegel der Wahrheit mehr, sondern verzerrt um ihm zu gefallen? Konnte nun nicht aus dieser ihrer Untreue gegen sich selbst Unheil für beide erwachsen? Mit solchen Gedanken quälte sie sich jede Nacht.

Jeden Tag kam ein Brief von ihm. Alles irgendwie Wichtige an Post, die er bekam, legte er bei. Auch die Briefe der Baronin, die sie durch ihre leidenschaftliche Offenheit immer mehr erschreckten. Seine Antworten sah sie jetzt nicht mehr, er deutete sie ihr immer nur kurz an. Ueber das Persönliche ging er darin anscheinend schnell hinweg. Es war so viel Wichtiges für das Gelingen der Ausstellung zu besprechen, die Auswahl der Bilder, das Anfordern schon verkaufter größerer Werke als Leihgaben, um weitere Verkäufe anzuregen, die Liste der Menschen, die aufgesucht und interessiert werden mußten.

Die Wochen gingen hin. Die Tage verkürzten sich merklich. Das Meer wurde stürmisch. Viele Tage kamen voll Regen. Die Gäste reisten aus der Seeperle ab. Die Kinder hatten wieder Schule, die Männer mußten zur Arbeit. Es schienen noch weniger im Herbst und Winter standhalten zu wollen als im vorigen Jahr. Unter diesen wenigen war Rafael. Nun hatte er das sommerliche Meer mit seinen Bildern eingefangen, jetzt sollte ihm das winterliche zur Beute werden.

Nikolaus hatte sein Versprechen nicht vergessen. Er nötigte Michaela frühzeitig die Stelle zu kündigen und mietete sie dort ein, wo er die Sommerwochen verbracht hatte. Er wollte ihr auch Geld geben, doch meinte sie, ihr Erspartes reiche lange aus, sie brauche ja nicht viel. Dafür brachte er ihr viel Malgerät und wollte nun sehen, was sie den Winter über leisten werde.

„Und dann im Frühling?“ fragte sie ihn, halb im Scherz, um die gewisse Antwort zu hören, doch halb auch aus Besorgnis, denn zuletzt war unter ihnen nicht mehr viel die Rede davon gewesen. Alles hatte sich nur noch um die geplante Ausstellung gedreht.

„Und dann im Frühling?“

Er küßte sie.

„Im Frühling die große Reise“, sagte er ganz feierlich, fast wie beschwörend.

„Dann fahren wir nach Indien“, sagte sie beruhigt, „du und ich.“

Michaela konnte sich nicht gleich, wie sie wollte, ihre nie gekannte Freiheit benutzend, in die Arbeit stürzen. Erst mußte sie sich ausruhen von der Anstrengung der letzten Monate und sich einleben im Neuen. Sie sagte zu Nikolaus:

„Weißt du, wie eine Pflanze, die umgetopft wird, hat sie es auch schön, so läßt sie doch am Anfang die Blätter hängen.“

Nikolaus hatte so viel zu tun, daß er weniger zu ihr kam, bis zu dem Brief, der sie bat, in die Stadt zu ihm zu fahren, um ihm bei der letzten Auswahl der Bilder zu raten. Die Fahrkarte lag dem Brief gleich bei.

So stand Michaela wieder bei ihm in seinem Arbeitsraum und sah sich einer großen Zahl neuer Riesenbildern gegenüber. Sie staunte, wie viel er in den wenigen Wochen geschafft hatte. Er küßte sie vor seinen Bildern auf ihre Augen und sagte:

„Es war mein gesegnetster Sommer.“

Die Bilder waren bewegter, lebendiger von einem verborgenen Leben. Es waren besonders erste Entwürfe da, vor denen ihr die Tränen kamen. Sie riet ihm hie und da lieber diese als die große Ausführung zu senden. Sie meinte, das Kleine sei nicht ohne weiteres in ein größeres Format zu übertragen, die größere Fläche verlange mehr Fülle. Er gab ihr recht, er habe um der Ausstellung willen manches überstürzt und dürfe doch nur sein Bestes und Vollkommenstes zeigen. So hatte es einen Sinn gehabt daß er Michaela hatte kommen lassen, und doch wurde sie eine geheime Unruhe nicht los. Sie fürchtete heute so sehr der Mutter und dem Kind hier zu begegnen, wie sie es sich bei ihrem ersten Besuch gewünscht hatte. Hier war noch nicht ihr Platz. Sie hatte noch im Verborgenen zu warten.

Nikolaus hatte plötzlich ein Paket in der Hand und machte ein geheimnisvolles Gesicht:

„Was ist das wohl, Michaela?“

Sie konnte es nicht erraten. Er setzte sich auf den Stuhl und enthüllte es vor sich auf dem Tisch: ein Buch. Das fertiggestellte Buch mit den Illustrationen Michaelas. Sie sahen es gemeinsam an in tiefer gemeinsamer Freude. Er saß wieder auf dem Stuhl und sie auf der Lehne. Sie spürte, wie er das Gesicht nach ihrer Seite neigte, sie berührte mit den Lippen seine Haare, die lieben.

„Es ist wie ein Kind“, sagte Nikolaus. „Unser Kind“.

Nachher gab er ihr Scheine, schöne blaue Scheine in die Hand, ihr Verdienst aus den Illustrationen. Sie wollte nicht glauben, daß es so viel sei, doch er zeigte ihr den Vertrag.

Michaela war wieder allein. Er würde sie auf der Reise zur Ausstellungseröffnung noch einmal sehen. Bald würde er eine solche Reise nicht mehr allein machen, hatte er ihr gesagt, sie werde ihn auf jeder großen und kleinen Reise begleiten. Sie malte ein Bild, das sie nannte „Die Worte des Geliebten“. Ein Mädchen hielt ein Kästlein im Schoß, angefüllt mit kostbaren farbigen Steinen. Sie breitete sie verzückt vor sich aus, sie schmückte sich damit, denn tat sie nicht so mit allen seinen Worten?

Als er nun die letzte Nacht wieder bei ihr war — und morgen früh ging sein Zug nach dem Süden — standen sie vor der ersten wirklichen Trennung. Denn daß er in die Stadt fuhr und sie hier am Meer blieb, das war im Gesetz ihrer Wartezeit beschlossen, es war nur, als verlängere sich sein Arm ein wenig. Aber die bevorstehende Trennung war wie ein Riß. Sie legte eine unermeßliche Strecke Land zwischen sie beide. Eine Menge fremder Menschen würden ihn umgeben, und unter diesen Fremden eine gefährliche Zauberin.

Verhältnisse. Er kann die Bewilligung verweigern, wenn diese Beziehungen oder diese Verhältnisse so beschaffen sind, daß aus der Einbürgerung des Gesuchstellers der Eidgenossenschaft Nachteile erwachsen würden. Die bundesrätliche Bewilligung gibt dem Gesuchsteller keinen Anspruch gegenüber einem Kanton auf Einbürgerung, die Bewilligung stellt lediglich eine sogenannte Polizeierlaubnis dar, das will hier heißen, daß von Bundes wegen der Einbürgerung nichts im Wege steht. Der Kanton benötigt für die Einbürgerung die bundesrätliche Bewilligung, er ist aber nicht gezwungen, auf Grund der Bewilligung den betreffenden Ausländer einzubürgern. Das erwähnte Gesetz von 1903 ist durch einen Bundesratsbeschluß vom 11. November 1941 teilweise geändert worden. Ich berücksichtige diese Aenderungen, soweit sie meine Ausführungen betreffen. Nach Erhalt der bundesrätlichen Bewilligung muß sich der Petent einbürgern lassen, die Gültigkeitsdauer der Bewilligung wird im Einzelfall befristet. Kann während der festgesetzten Frist kein Gemeinde- und Kantonsbürgerrecht erworben werden, so erlischt die Kraft der bundesrätlichen Bewilligung. Es wird also, anders als beim Erwerb des Schweizerbürgerrechts durch Geburt, zunächst das Kantonsbürgerrecht und damit erst das Schweizerbürgerrecht erworben. Unter Berücksichtigung des Prinzips der Einheit der Nationalität der Familie erstreckt sich die Einbürgerung auch auf die Ehefrau und die unmündigen Kinder des Gesuchstellers, dabei ist es nicht unbedingt notwendig, daß auch die Familie Wohnsitz in der Schweiz gehabt hat. Der Bundesrat kann allerdings die Bedingung stellen, daß nur der Gesuchsteller, nicht auch seine Familie, das Bürgerrecht erhalten solle.

In meinem nächsten Artikel soll über den Verlust des Schweizerbürgerrechts berichtet werden. Dieser Verlust hat manche Schweizerin, die einen Ausländer heiratete, hart betroffen. Carla.

Ellen Wilkinson †

Der Tod hat eine der populärsten Frauen Englands dahingerafft — zu früh dahingerafft, denn die Unermüdliche hätte ihrem Land noch viel zu geben gehabt, wenn nicht Krankheit in der letzten Zeit, vielleicht durch das Uebermaß der geleisteten Arbeit, ihre Kraft gebrochen hätte.

Ellen Wilkinson, „die rote Ellen", oder „Wee Ellen", wie das lebhafte, energische, winzige Persönchen mit dem strahlenden roten Haarschopf in England liebevoll genannt wurde, stammte aus einer Arbeiterfamilie aus Lancashire, verlor früh ihre Mutter, führte als Zwölfjährige den verwaisten Haushalt und bereitete sich daneben für die Maturität vor, der, durch Stipendien ermöglicht, das Studium folgte. Dann reihte sie sich in die Organisationen der für Recht und Gleichheit kämpfenden Frauen ein, gehörte dem radikalen Flügel der „Suffragettes" an, kam mit den Sorgen und Nöten der Arbeiterfrauen in Berührung, reihte sich in die Arbeiterbewegung ein und kämpfte gegen jede Form von Unterdrückung des arbeitenden Volkes. 1924 trat sie als Mitglied der Labour Partei ins Parlament, wo sie bis 1931 bis zur Macdonald-Krise blieb, um dann 1931 wieder neu gewählt zu werden. 1940 trat sie als zweite Frau Englands in die Regierung ein. Dort amtete sie als parlamentarische Sekretärin von Herbert Morrison und nahm im Amt für innere Sicherheit mit unglaublicher Energie und Umsicht den Kampf gegen die Spionage auf, organisierte den Luftschutz, nie an ihre eigene Sicherheit, sondern nur an diejenige der andern denkend. Am besten wird das Ansehen, dessen sie sich erfreuen durfte gekennzeichnet durch die Tatsache, daß man ihr 1945 das Präsidium der Labourpartei anvertraute.

Nach dem Kriege wurde Wee Ellen Unterrichtsminister in England, wo sie energisch für die Demokratisierung des Erziehungswesens eintrat, die Altersgrenze für den obligatorischen Unterricht auf 15 Jahre heraufsetzte und in manche veraltete Methoden einen frischen Zug brachte. Sie ist viel gereist, hat ihre Erfahrungen aus dem Leben selber, aus dem direkten Kontakt mit den Menschen gesammelt und jede „graue Theorie" abgelehnt. In den Behörden und Aemtern, in denen sie gearbeitet hat, mag sie mit ihrem unglaublichen Temperament als „perpetuum mobile" gewirkt haben, was ihr wohl von ihren Mitarbeitern den bezeichnenden Uebernamen „das parlamentarische Atom" eingetragen haben mag.

Ellen Wilkinsons Geist war weltoffen, sie nahm oft Teil an internationalen Kongressen, verfolgte die Arbeit der Frauen in allen Ländern und brachte Ermutigung u. moralischen Rückhalt, wo immer sie auftauchte. Um ihre Gesundheit zu festigen verbrachte sie im letzten Jahr noch einige Wochen in der Schweiz, in vollständiger Ruhe und Stille, und wohl nur wenigen Auserwählten war eine Begegnung mit ihr geschenkt worden. Ihr Bild muß in unserer Erinnerung weiterleben als dasjenige einer Frau, die nicht vor allem klug und intelligent war, sondern die eine unglaubliche Reserve an persönlichem Mut, an unabhängigster Civilcourage hatte. Wir denken an ihren Einsatz bei den Suffragettes und vor allem an den von ihr organisierten „Hungermarsch" von Jarrow 1936 an der Spitze von Tausenden von Arbeitslosen vor das englische Parlament, wodurch sie eine große Arbeiterstadt vor Not und Elend bewahrte. Das vor allem sind die Züge an dieser Frau, die wir festhalten wollen — wir haben es nötig wir zaghaften, reservierten Schweizerinnen die immer noch glauben, daß die gebratenen Tauben uns eines Tages von selber in den Mund fallen werden. El. St.

riri
gute Reissverschlüsse

Von einer Pestalozzi „Wohnstube" im Pestalozzijahr 1946

Eine wahre Geschichte.

„Nein, es ist keine andere Rettung fürs Volk möglich als eine weise und kraftvolle Sorgfalt für den guten Zustand der Wohnstube des Volkes". Pestalozzi.

Hansli schaut seinen Lehrer mit erschrockenen, ungetrösteten Augen an. An was erinnern doch diese Augen? — Ja, so schaut uns das Waisenbüblein von Stans an", das sich an Pestalozzis Rock anklammert, während dieser sein schlafendes Schwesterlein über die Klosterschwelle ins Haus trägt . . . Unser Hansli ist auch so ein armes Schweizer-Bergbauernbüblein. Zwar kommt er nicht aus rauchenden Ruinen, aber seine Mutter ist schon vor vielen Jahren gestorben. Die Großmutter wird der fünf kleinen Kinder nicht Meister. Schmal geht es zu, und wenn der Vater auf dem Acker schafft, so nimmt sich der Bub etwa selbst etwas Eßbares oder einige Batzen aus der offenen Tischschublade. — Nun ist Hansli aber schon etliche Wochen in einer großen Stadt. Eine Verwandte hat ihn aus seinem kargen Bergheimet geholt, um die Großmutter zu entlasten. In der Schule ist er brav. Aber nach der Schule ist er der Straße ausgeliefert, denn die Verwandte und ihr Mann arbeiten außer dem Hause. Kein Wunder, daß er über den Küchenkasten geht, wenn er um vier Uhr die Schulmappe rasch zu Hause verfolgt. Wie locken ihn die prächtigen Läden und die offenen Stände auf den Straßen. Spanische Nüßli zum Brot wären fein! Halt, im Sack klappert ja das Milchgeld, das der Lehrer am Monatsende für die Schulmilch einzieht. Und nun fragt der Lehrer nach dem Milchgeld! „Ich . . . ich . . . habs . . . verloren!" stottert der Bub. Der Bub geht erst zehn Tage zu diesem Lehrer — denn er konnte in der höheren Klasse nicht folgen, da er ja daheim nur die Winterschule besucht hatte. Sobald der Lehrer erfuhr, daß die Pflegemutter tagsüber in der Fabrik arbeitet, beschloß er, sie zu veranlassen, den Bub in den Nachmittagshort zu geben. Aber den diesbezüglichen Zettel hatte der Knabe der Pflegemutter nicht abgegeben. Merkwürdig, sinnt der Lehrer, er ist doch sonst brav und lieb.

Daß der Bub die beiden vorangehenden Nächte um elf Uhr von Passanten angehalten und dann via Polizeiposten zu den Pflegeltern gebracht wurde, davon hatte der Lehrer keine Ahnung. Am Tag darauf, am Samichlausabig 1946, fehlt Hansli. Ob er wohl krank ist? Kaum ha' die Stunde begonnen, so erscheint eine Frau aus seinem Wohnhaus mit der Frage, ob er vielleicht in der Schule sei — er sei die ganze Nacht nicht heimgekommen — die Polizei (die ihn ja schon kenne) habe ihn umsonst gesucht. Die Frau versprach, den Lehrer sofort telephonisch zu benachrichtigen, sobald man das Büblein gefunden habe. Es ist nicht umsonst das Gedenkjahr an den Waisenvater Pestalozzi und der Tag des kinderfreundlichen Samichlaus. Denn die Samichläufe wurden für Hansli mittelbar zur Rettung. Es ist schon dunkel, da öffnet sich in einem sehr entfernten Außenquartier ein Gartentörlein. „Ja, Mutter: wir kommen ganz bestimmt in zwanzig Minuten wieder", so ruft die 13jährige Ruth zurück und mischt sich dann mit ihren jüngeren Geschwistern in das lustige Chlausentreiben. Genau zur versprochenen Zeit steht die kleine Schar wieder vor dem Gartentor. Schon will Ruth auf die Klinke drücken. Da sieht sie, wenige Meter entfernt, ein frierendes Bübleln, das sich müde an den Hag anlehnt. „Du, Kleiner, geh heim, es ist schon spät!" — Keine Antwort! — „Wie heißest Du, wo wohnst Du?" — „Man wird mich dann schon holen", entgegnet unser Hansli. „So komm erst mal zu uns, da kannst Du Dich wärmen" sagt Ruth, die — von klein auf hilfsbereit — gleich merkt, daß hier helfen not tut. Der Kleine läßt sich willenlos ins Haus führen. Dort — Ruthli hat nun schnell ein paar Worte mit der Mutter gewechselt — nimmt die gütige Frau seine kalten Hände in ihre warmen, führt ihn an den Tisch — und schon bringt Ruth heiße Milch und Brot herein. Heißhungrig schlingt es der Bub herunter. Schon wollen ihm die Augen zufallen. Da trägt ihn die gute Frau die Treppe herauf ins Bubenzimmer. Dort stehen vier saubere Betten — nebenan ist die Kammer der vier Mädchen. „Hier darfst Du schlafen — es ist das Bett von meinem Ernst — aber jetzt macht er gerade sein Welschlandjahr!"

Unterdessen hat der Hausvater an die Polizei telephoniert. „Hansli, das Bergbauernbüblein? — Ja, wir suchten es schon die ganze letzte Nacht. — Ganz verfroren? — So, es liegt schon im Bett? — Sie wollen es gern über Nacht behalten? Sehr gut! — Wir werden gleich den Verwandten berichten, daß es gefunden ist und sie es morgen bei Ihnen abholen." — „Vater, es schläft schon — gleich nach dem Beten ist es ruhig eingeschlafen!" berichtet die Mutter. „So, die Verwandten wohnen in einem ganz andern Quartier? — Sie wollen es am Sonntag in seine Bergheimet zurückbringen? — Aber dort, wie Dir die Polizei sagte, werden sie auch keine Freude haben! — Wenn man . . ." — „Mutter", sagt nun der Hausvater, „es war mir eben, als ginge Pestalozzi an mir vorbei, sähe mich mit seinen wunderbaren Augen an und spräche: „Hausvater, Du hast auch gesunde und wohlgeratene Kinder — hilf den Traum meines Lebens erfüllen — laß dieses arme Halbwaiskleln in Deiner Wohnstube an Körper und Geist gesunden!" — „Ja, Vater!" entgegnete die Hausmutter", auch mir ist es, als habe der liebe Gott den Bub gerade an unseren Hag gestellt, damit wir ihn finden!" — Hansli geht nun ins Schulhaus des neuen Wohnquartiers. Als der Lehrer nach einigen Wochen Hansli in seinem neuen Heim aufsuchte, gehörte er schon völlig zur Familie, und seine Augen blickten wieder froh in die Welt. Die Hausmutter versteht es aber auch wie eine „Gertrud" mit ihm — wie mit ihren Kindern — zu beten, zu singen und sie zu Arbeit und Spiel und gegenseitiger Liebe anzuleiten. Hätte es der Lehrer nicht schon an vielen kleinen Dingen, die er bei seinem kurzen Besuche sah, gemerkt, er hätte es sicher aus Folgendem geschlossen. Um halb acht Uhr sagten ihm alle jüngeren Kinder, bis und mit der 13jährigen Sekundarschülerin, gute Nacht — und als er eine Viertelstunde später zu den Schlafkammern geführt wurde, lagen sie alle friedlich in ihren sauberen Betten, bereit, die Mutter zum Abendgebet zu empfangen. — Wenn man daran denkt, wie man etwa noch Sechsjährige nach acht Uhr auf den Straßen trifft, und welche Mühe es braucht, sie ins Bett zu bekommen — in unsern Städten, so freut man sich auch darüber. Mögen in unserem Land noch viele solcher „Wohnstuben" sein und noch viele neu entstehen! A. L. S.

* Bild von Anker.

Politisches und Anderes

In Paris

sind diese Woche die Friedensverträge zwischen den Alliierten und Italien, Rumänien, Bulgarien, Ungarn, sowie auch der Friedensvertrag mit Finnland abgeschlossen worden. Daß an Stelle der Provisorien jetzt die neue vertragliche Ordnung tritt, wird erleichternd auf die wirtschaftliche Organisation in den Ländern wirken, doch herrscht überall deprimierte Stimmung, denn die Bedingungen legen allen Ländern schwere Lasten auf. Aber auch die Sieger-Länder, wie z. B. England und Frankreich stehen in krisenhaften Nachkriegszeiten. Der englische Außenminister Bevin gab anläßlich seiner Ansprache bei der Unterzeichnungszeremonie einer allgemeinen Erkenntnis Ausdruck, wenn er sagte: „Für alle Völker sind die Ergebnisse des Krieges die gleichen. Es ist wichtig, heute und bei jeder Gelegenheit sich die Schrecken und das Elend des Krieges in Erinnerung zu rufen. Jeder von uns steht in seinem eigenen Lande einer großen Zahl von dringenden individuellen und nationalen Problemen gegenüber. Ueber all dem steht die Frage der Verständigung zwischen den Nationen, und hier wird von den kriegsmüden Völkern eine große Anstrengung, viel Geduld und guter Wille gefordert."

Der Bundesrat

hat eine Botschaft an die Bundesversammlung gerichtet, welche sich mit den Beschlüssen der letzten Tagung der Internationalen Arbeitskonferenz befaßt. Das internationale Arbeitsamt (BIT.), das bekanntlich eine Schöpfung des Völkerbundes war und mit ihm eine enge Arbeitsgemeinschaft, jedoch selbständig arbeitete, wird nun sein Verhältnis zur „Nachfolgerin" des Völkerbundes, zu den Vereinigten Nationen zu ordnen haben. Zwei Bundesbeschlüsse sind entworfen, die dem Referendum unterstellt werden sollen. Es ist vorauszusehen und zu hoffen, daß die Schweiz, wie bisher, in der so wichtigen Körperschaft weiter mitarbeiten wird. Wir hoffen, daß das internationale Arbeitsamt, das während des Krieges sein Genfer Domizil verlassen und sich in Kanada niedergelassen hatte, seine Arbeit, oder doch einen Teil derselben erneut wieder in Genf aufnehmen werde.

Der große Prozeß

vor Divisionsgericht, in welchem die schweren Verfehlungen im Internierten wesen abgeurteilt werden, hat in Zürich begonnen. Der Hauptangeklagte, SD. Meyerhofer, mehrere Offiziere und eine stattliche Reihe von Lieferantenfirmen werden sich zu verantworten haben. Es handelt sich um Fälschungen, Unterschlagungen, Betrug, aktive und passive Bestechung. Der Gesamtschaden, der der Bundeskasse zugefügt wurde, geht in die Hunderttausende. Wir werden noch auf den Prozeß zurückkommen.

Dauerasyl für Flüchtlinge

Da ein Bundesratsbeschluß in Vorbereitung ist, der die rechtliche Grundlage für die Stellung und Behandlung der Flüchtlinge in der Schweiz festlegen wird, hat eine große Anzahl prominenter Schweizer-Persönlichkeiten einen Aufruf erlassen. In ihm wird betont, daß dies Gesetz, demzufolge vierbis fünftausend Flüchtlinge, die sich seit Jahren bei uns aufhalten, ein Dauerasyl erhalten würden, „eine einzigartige Gelegenheit für die Schweiz bedeute, durch eine großzügige und humane Lösung des Flüchtlingsproblemes die althergebrachte schweizerische Asylrechtstradition fortzuführen und durch eine neue Tat des guten Willens und der Hilfsbereitschaft zu bereichern".

Sie vergelten Böses mit Gutem!

Die dänische Regierung hat sich bereit erklärt, 50 000 deutsche Kinder während drei Monaten zu ernähren. 33 000 Kinder in Schleswig-Holstein

„Nikolaus" sagte sie ihm, „Nikolaus, fühlst du, wie zerrissen sie ist, wie zerrissen ihr Dasein? Du kannst ihr nicht helfen, Nikolaus, und wenn du auch wolltest. Käme nur neuer Riß, neue Qual, neuer Betrug in ihr Leben, und in dein Leben, Nikolaus, auch. Weißt du das, Nikolaus? Mir hast du nicht schaden können, weil ich ganz bin in mir und ganz dein. Aber sie, glaubst du, sie würde den Jungen vergessen können mit der kranken Frau, und auch die anderen?"

Er antwortete ihr:

„Du hast recht, Michaela. Ich schrieb ihr lange von dem Jungen zu lassen, aber sie kann es nicht, sie betäubt sich nur, ihn zu vergessen, aber sie vergißt ihn nicht. Wie sollte ich ihr helfen? Du hast recht, Michaela, mein eigenes Leben ist zu viele Male gebrochen, um einem anderen Stab sein zu können. Wie ist es mir arg dorthin fahren zu müssen, Erwartungen, die sie doch wohl hat, zu zerstören."

„Es wird ihr auch eine Befreiung sein in dir einen ganzen Mann zu finden, anders als die Freunde alle, einen, der ganz einer gehört. Einen, der den Frieden hat. Denn du hast ihn doch? Du hast ihn doch, Nikolaus?"

„In dir ist mein Friede" sagte er. „In dir allein. Die himmlische Gnade und Liebe, die mich entführt und neu gemacht hat".

Später fragte er plötzlich unter ihren innigen Küssen: „Soll ich nicht doch die ganze Reise lassen und bei meinem kleinen Mädchen bleiben, das schon meine Frau ist, meine Herrscherin und mein Kind?"

Aber sie war bereit ihn voll Vertrauen ziehen zu lassen, nur wiederkommen, wiederkommen mußte er. Sie war sein in einer Liebe, die über allen Ort und alle Zeiten ging, wie könnten Ort und Zeit ihr schaden? Sie war sein in einer Auflösung des Wesens, in der die Gemeinsamkeit ein neues Wesen war, wie konnte das nicht dauern? Sie war sein über dem Abgrund.

Am Morgen begleitete Michaela ihn an die Bahn und sah ihn in den Zug steigen und wäre am liebsten mit hineingestiegen. Ihre Mutter fiel ihr ein, die ihren Vater an die Bahn begleitet hatte und nichts behielt als die winkende Hand, die Erinnerung der winkenden Hand und das Kind.

Am Abend kam ein Brief im Zug geschrieben, es war der letzte Brief von ihrem Nikolaus, den sie erhielt. Denn darnach gehörte er schon einer anderen. Aber sie merkte es nicht so schnell. Er schieb noch immer lieb und freundlich, erzählte ihr alles, was er erlebte, erst noch jeden Tag, dann alle zwei Tage. Dann erhielt er Porträtbestellungen, die Ausstellung war ein beispielloser Erfolg geworden, er kam nur noch ein- oder zweimal die Woche zu einem Brief. Er erzählte von Empfängen, von Gesellschaften, von Künstlern, die seine Bekanntschaft suchten. Die Baronin konnte ihm so vieles vermitteln, sie hatte ihre Beziehungen nach allen Seiten. Er schrieb, wie gut es sei, daß er vor seiner Abreise, die nur für einige Tage gedacht war, unter seinen Schülern einen Vertreter ernannt hatte, der die Aufsicht über die Schülerateliers führte und ihm nun jede Woche einen eingehenden Bericht zu schicken hatte.

Rafael besuchte Michaela und brachte ihr Zeitungsausschnitte über die Ausstellung, die er geschickt bekommen hatte. Er las sie Michaela vor, um sich mit ihr über den Erfolg ihres Lehrers zu freuen, und wunderte sich, wie abwesend sie dabei sei konnte, und oft am Schluß kaum etwas verstanden hatte.

Für Michaela gab es in dieser Zeit nur ein Erlebnis: Das war der leere Briefkasten, morgens, mittags abends und wieder morgens, mittags, abends, und noch einmal und noch einmal. Dann war ein Brief da. Sie erbrach ihn mit zitternden Händen und las Worte der Entschuldigung. Manchmal auch Liebesworte, Sehnsuchtsworte, doch sie kamen ihr vor wie tot. Wenn es wahr wäre, wärst du ja bei mir, schluchzte sie einmal laut auf. Sie waren nicht mehr mit Herzblut geschrieben, es pulste nicht mehr die jagende Sehnsucht in ihnen, sie brachten nicht mehr den Atem der Leidenschaft mit. Vielleicht tat sie ihm ja Unrecht. Vielleicht war es ihre eigene übersteigerte Sehnsucht, die kein Genüge mehr an geschriebenen Worten fand. Sie schrieb ihm Briefe, nein, wie immer kleine Zettel, in denen er sein kleines Kind nach ihm meinen hören mußte. Sie fühlte sich auf einmal wie ein verlassenes Kind allein in der großen fremden drohenden Welt. Seine Liebe hatte eine schützende Mauer um sie gebaut, die sollte bleiben, so lange sie lebte.

Sie stürzte sich in die Arbeit, kaum begonnen, wußte sie nicht mehr weiter. Sie eilte zum Briefkasten, obgleich es ja ohne Sinn war, der Postbote konnte ja nicht schon wieder da gewesen sein und richtig starrte ihr auch wieder die Leere entgegen. Sie lief an den öden Strand hinunter, die Wellen schlugen in endlosen Reihen ans Ufer, sprangen schäumend vor in Erwartung und zogen sich hoffnungslos wieder zurück, wie ihre Sehnsucht in ihrem Herzen.

Sie schalt sich bitter, daß sie die ihr zur Arbeit geschenkte Zeit so furchtbar mißbrauchte. Sie fing wieder etwas an, aber nichts wollte gelingen. Wärst du doch da, Nikolaus, wärst du doch da! Kummer und Aufregung zehrten sie auf. Zu den seelischen Erschütterungen traten solche des Körpers. Das ist kein Wunder, dachte sie, der ganze Mensch in mir ist zerstört. Aber bald wurde sie, Schritt um Schritt, gewisser, daß dem eine andere Ursache zu Grunde lag. Sie war anders mit Nikolaus verbunden als sie geahnt hatte, durch das tiefste Wunder. Erst war diese Entdeckung ein Schrecken, ein Schlag, und dann verwandelte sich der Schrecken in sein Gegenteil, in eine Zuversicht, in ein Vertrauen, in eine stille Bereitschaft.

Jetzt waren sie Eins, jetzt konnte nichts mehr sie trennen. Mochte dort vorgegangen sein was wollte, sie würde nie danach fragen, es waren vielleicht nur ihre wilden krankhaften Verdächtigungen, er verdiente, um mit ihr die Reise zu machen. Das hatte er ihr in der letzten Nacht noch so bestimmt, bestimmt erklärt. Die Reise? Konnte sie denn dann reisen? Wie mußte jetzt alles ganz, ganz neu besprochen werden. Komm bald, komm bald, schrieb sie ihm innig. Vielleicht wird unsere Reise nicht möglich sein. Aber dann wird es noch tausendmal schöner. Komm bald zu deiner kleinen Frau. Sie möchte arbeiten und kann nicht. Sie möchte dir helfen, ach irgendwie helfen und kann nicht. Sie kann nichts als weinen vor Sehnsucht bis sie den Kopf an deine Brust legen kann und nichts mehr wissen und nichts mehr wünschen und nichts mehr wollen als bei dir sein. Komm bald.

Sie mußte nun viel an die Mutter seines Kindes

Vom Sinn des Altwerdens

Vortrag, gehalten am 3. Schweizerischen Frauenkongreß in Zürich 1946

Das Altwerden sei eine Kunst, wird oft gesagt; jedenfalls ist es eine Aufgabe, wenn wir darin einen Sinn erkennen wollen.

Wir alle stehen irgendwie in der Auseinandersetzung mit dem Altwerden, die einen bewußt, die andern ohne daß sie sich ernstlich Rechenschaft geben darüber. Wenige Glückliche gehen durch die Jahre und merken kaum, daß sie zu zählen anfangen, fühlen sich nicht alt und sind es auch irgendwie nicht. Ihnen kann es geschehen, daß sie eines Tages in der Zeitung unter den „Unglücksfällen" lesen: „Greisin von 70 Jahren tödlich verunglückt" — und dann plötzlich bedenken, daß sie selbst schon die 70 überschritten haben, aber nie daran dachten, daß man sie als „Greisin" bezeichnen oder einschätzen könnte. Sie stutzen, betrachten einen Augenblick ihre Lebenshaltung, gehen dann tapfer und lächelnd ihren Weg weiter; aber sie nehmen doch in ihrem Tiefsten ein neues Wissen mit und tragen ihm von nun an irgendwie Rechnung.

Das sind die Glücklichen; denn sie sind über das leicht hinweggekommen, an dem die meisten Frauen leiden, mehr als am eigentlichen Altwerden: das Alterwerden. Das beginnt sehr oft schon in den Vierzigerjahren, und wir wissen, wie die fraulische Natur sich in vielen Fällen geradezu auflehnt, sich noch einmal wehrt, kämpft um ihr Recht auf Lebenserfüllung, und wie oft tiefe Niedergeschlagenheit, aus jetzt plötzlich auftretenden Minderwertigkeitsgefühlen erwachsen, das Ende dieser Kämpfe bezeichnet. Das Ende? . . . nein! Jetzt heißt es, bewußt neu aufbauen, sich durchringen zum entschlossenen „Ja" zum Altwerden. Gelingt uns dieses „Ja", so werden wir bald merken, wie neue Ziele sich auftun, wie etwas von uns abfällt, das uns frei macht für viel anderes. Es ist, als ob wir in eine dünnere Luft hinauf kämen, auf eine Höhe mit weitem Blick. Wer das erleben darf, findet seinen Weg durch die ihm noch beschiedenen Jahre gewiß so, daß sein Altwerden ihm seelisch nichts antun kann. Er wird nicht krampfhaft sich mühen, alle Spuren seines Alterns ängstlich zu verwischen, jugendlich zu wirken und gerade dadurch sein Alter auf ungute Art zu verraten. Er wird sich auch nicht verletzt fühlen, wenn er von jüngeren Leuten als „ältere Dame" behandelt wird, sondern wird sich erinnern, wie er selber in seiner Jugend eine Frau von 50 Jahren reicht fand. Er wird auch lernen, Verzicht zu leisten ohne Bitterkeit; denn, das wissen wir Alten alle:

Ohne Verzicht geht das Altwerden nicht ab.

Wie schmerzlich berührt viele von uns das Schwinden unserer äußeren Reize: der Verlust der Haare und Zähne, das Abnehmen der Seh- und Hörkraft, das Faltigwerden der Haut, das Schlaffwerden der Haltung, die Veränderungen der Gestalt. Und doch, wieviel besser sind wir heute dran als unsere Mütter und Großmütter; sie waren mit 50 Jahren dem Ansehen nach wirklich alte Frauen. Sie kannten nicht die Körperpflege, die wir uns von klein auf angedeihen lassen; sie wußten nichts von stählendem Sport, der unsern Körper geschmeidig und in Form erhält oft bis über die 70 hinaus. Und wie hilft uns heutigen die Mode zum Hinausschieben des Altwerdens! Trotzdem . . . die Jahre hinterlassen ihre Spuren auch bei uns, und wir bemerken sie eines Tages — meist haben sie andere schon viel früher wahrgenommen — und wir schätzen sie nicht. Aber nachtrauern dürfen wir dem Verlorenen nicht, sonst ist's gefehlt. Hinnehmen müssen wir die Tatsache als natürlichen Vorgang. So wie wir den Blätterfall im Herbst wohl bedauern, aber ihn hinnehmen als naturnotwendig. Nur sollen wir jetzt um eines besorgt sein: daß, je mehr die äußere Schönheit abnimmt, die innere wächst. Sie gibt dem alten Menschen neuen Reiz, nur in anderer Weise. Wie vielen schönen Altfrauengesichtern sind wir doch auf unserem Lebensweg begegnet!

Am schwersten ist wohl beim Altwerden das Abnehmen der Kräfte hinzunehmen und damit das Zurückgehen der Leistungsfähigkeit. Beim Gesunden kommt das allmählich; man merkt staunend, daß man dies und das nicht mehr kann oder nur mit verdoppeltem Zeitaufwand; daß auch der Einsatz des Willens wenig hilft, ja oft schadet. Diese Beschränkungen sind viel schwerer anzunehmen, als der Verzicht auf das jugendliche Aeußere. Denn etwas leisten dürfen und können — das war doch das Beglückende in unserem Leben. Als Frau und Mutter in der Familie seine ganze Kraft einsetzen, in seinem Beruf sein Bestes geben, ohne mit seinem Einsatz rechnen zu müssen — das gab Befriedigung, Freudigkeit, Sicherheit, Glück. Und nun kommt allmählich eine gewisse Müdigkeit, die wir mit aller Energie zu meistern suchen, nur um feststellen zu müssen, daß sie nach jedem Effort größer geworden ist. Wir merken, daß sich unser Tempo verlangsamt, das Arbeits- und das Marschtempo, und daß wir nicht mehr imstande sind, dies zu ändern. Das Denken, das Reagieren auf irgend etwas bleibt wohl gleich scharf, aber verliert auch seine Raschheit. Wir begreifen langsam, daß wir beim Abbau angelangt sind, daß wir uns aufs Altenteil zurückziehen müssen. Und wohl allen denen, die es früh genug merken. Es gibt leider immer Menschen, die meinen, durchhalten zu müssen, bis ihre letzten Kräfte ausgegeben sind, auch wenn das gar nicht nötig wäre; Menschen, die sich für unentbehrlich halten, die nicht ausruhen, nichts abgeben können. Sie stehen vielleicht Jüngern im Weg, ohne es zu erfassen, und bringen sich dadurch um viel Dankbarkeit, jedenfalls um das köstliche Gut des geruhsamen Alterns. Viele müssen den Abbruch ihrer Kräfte ganz plötzlich erleben: irgendeine Krankheit, ein Zusammenbruch reißt sie aus ihrem gewohnten Dasein heraus, zerstört ihre bisherige Lebensweise auf einen Schlag, nimmt ihnen scheinbar ihre Existenzberechtigung. Was nun? . . . Sie sowohl wie wir andern, die wir langsam zu diesem größten Verzicht geführt werden, müssen dazu kommen, auch dazu „Ja" zu sagen und aus dem, was uns bleibt, das Beste zu machen. Dieses „Ja" rettet uns vor Verbitterung, hilft uns, jeden Verzicht, den uns das Altern noch auferlegt, tapfer hinzunehmen, auch wenn wir ärmer werden dadurch.

Aermer?

— ist das tatsächlich so? Für viele Menschen leider gewiß; für sie, die aus irgend einem Grunde den Reichtum nicht zu heben vermögen, der im Altwerden verborgen steckt.

Da liegt einmal ein Schatz, den wir meist bis ins biblische Alter schmerzlich vermissen müssen: das Zeit haben. Für viele von uns — leider nicht für alle — hat das Hasten und Rennen aufgehört: so vieles, das wir früher mußten oder wenigstens zu müssen glaubten, liegt hinter uns; wir können lächelnd darauf zurückschauen, uns freuen an dem Geleisteten, etwa auch den Kopf schütteln über alle unsere Geschäftigkeit, in der wertvolle Zeit ohne großen Sinn vergeudet worden ist. Was alles haben wir doch für wichtig gehalten, uns ereifert, begeistert, erhitzt dafür und sind glücklich dabei gewesen, von dem wir heute wissen, daß es Seifenblasen gewesen. Wieviel haben wir tragisch genommen in unserem und im Leben anderer, haben Kraft und Zeit eingesetzt, um es zu ändern; heute wissen wir, warum es verschwendete Kraft und Zeit sein mußte.

Nun aber haben wir Zeit für uns, für unsere noch möglichen kleinen Geschäfte und Pflichten, für uns ganz persönlich. Da gibt es sich ganz von selbst — und man weiß ja, daß das dem Alter eigen ist —, daß man zurückschaut auf sein eigenes Leben, seinen Erinnerungen nachgeht. Man erlebt nochmals seine Kinderzeit mit Eltern und Geschwistern, die Stürme seines jugendlichen Herzens, die Begegnung mit eindrucksvollen Menschen. Bild reiht sich an Bild, in verklärtem Licht. Aber da zeigt es sich, daß man auf solche stößt, die man nicht gern ansieht, um die man gern herumginge, die sich nicht verklären lassen, weil sie uns mit mahnenden Augen ansehen, mit vorwurfsvollen oft. Da heißt es nun: gerade ihnen nicht ausweichen, ihnen jetzt einmal standhalten, sich nichts mehr vormachen, wie man's früher etwa getan, wo man so gern entschuldigte oder verdrängte, was Ungutes durch uns geschehen war. Jetzt aber, am Ende unseres Lebens, sollen wir Kraft und Mut finden, uns so zu sehen, wie wir tatsächlich gewesen; sollen ehrlich zu unsern Fehlern und Sünden stehen und sie in Demut vor uns und besonders vor Gott bekennen. Nur so wird dieses Sich-Ergehen in Erinnerungen mehr als ein schöner Spaziergang; es dient uns zur Erkenntnis unserer selbst, zur Läuterung. Und noch etwas: im Rückblick auf unser Leben geht uns erst so recht auf, durch welche gütige, gnädige Vaterhand wir geleitet worden sind, auch wenn wir gemeint hatten, selbst unser Schicksal geschmiedet zu haben. Auch noch ein anderes erkennen wir: „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet", und tiefe Dankbarkeit erfüllt uns und tiefe Demut. Ja, Zeit haben, sich Zeit nehmen, um in sich hineinzuschauen, das ist ein Segen des Alters; warum erkennen ihn so viele nicht? — Jetzt bleibt uns wohl auch Zeit, unserer Seele, die im Hasten des Tages, um allen seinen Anforderungen zu genügen, so oft hungern mußte, die Nahrung zu geben, nach der sie lange schon begehrt hat. Nützen wir dazu die Tage, die uns noch gegeben sind!

Zeit haben

Wir haben aber jetzt nicht nur Zeit für uns selbst, nein auch vermehrte Zeit für die andern. Zwar verengert sich der Kreis unserer Altersgenossen mehr und mehr; eines unserer Lieben nach dem andern geht uns voraus aus diesem Leben in ein anderes; es droht einsam um uns zu werden. Vielleicht weniger um die verheiratete Frau, die Kinder und Enkel um sich hat, deren Leben sie teilt, wenn auch oft nur aus der Ferne. Sie weiß sich aber doch noch immer zugehörig zu einem Familienkreis. Anders die Unverheiratete. Sie mußte von jeher und muß im Alter ganz besonders sich einen Kreis schaffen, in dem sie heimisch ist, dem sie geben kann aus der Fülle ihres Herzens und von dem sie empfängt, was ihr einsames Leben reich macht. Wir alle müssen im Altwerden die Bande, die uns mit den noch lebenden Freunden und Verwandten verbinden, womöglich noch enger knüpfen; wir dürfen keines unserer Lieben verlieren, solange es noch lebt. Wir müssen sie alle spüren lassen, wie lieb wir sie haben und wie nötig sie uns sind. Dazu ist zum Beispiel das Briefschreiben ein ausgezeichnetes Mittel; das früher eine eigentliche Kunst war, ist heute vielfach nur ein hastiges Sichmitteilen geworden oder fällt ganz weg, weil man das Telephon benützt. Jetzt, im Alter, haben viele unter uns wieder Zeit, ihre Gedanken, Ansichten und Meinungen auszusprechen in ihren Briefen und das Echo darauf abzuwarten. Man glaubt nicht, wie durch solche Korrespondenz unser stilles Leben an Anregung gewinnt.

Einsam

wird es für alle die nicht, die innerlich jung geblieben sind; denn sie verlieren auch im Alter den Kontakt mit den Generationen unten an ihnen nicht. Sehr oft muß er aber von ihnen aus erhalten werden, nicht bedrängend, nicht bedrückend, nicht fordernd; nur durch Anteilnahme, immer waches Interesse an allen Anliegen der Jüngern. Aber all das muß diskret geschehen; man muß warten können, aber immer bereit sein. Dann kommen sie. Und wie wertvoll und wichtig kann es für das nachfolgende Geschlecht sein, bei den Alten Wissenswertes über das Leben, seine Werte und Nieten zu erfahren, über das Wesentliche und Unwesentliche, über Tradition und Sitte. Wie manchen Rat erteilt ein alter Mund, ohne es zu wissen; wie oft wird eine alte Frau einem jungen Menschen Halt und Stütze nur durch ihre Anteilnahme und Liebe. Denn die Kraft der Liebe geht zum Glück dem alten Herzen nicht verloren: denken wir nur an die Großmütter! Wie können sie doch aufblühen in der Liebe zu den Kindern ihrer Kinder. Wenn es eine kluge, gesunde, keine genießerische Liebe ist, so wird sie zum Segen für die Enkel und ihre Eltern, und die Großmutter wird bis an ihr Ende den schönsten Zusammenklang mit der Jugend erleben dürfen. Etwas, um das die Ledige ihre verheiratete Schwester leicht beneiden könnte.

Für die andern da sein dürfen, für sie Zeit haben, ihre Anliegen und Nöte verstehen und, wenn nötig, ins richtige Licht setzen, das ist ein großer Reichtum des Alterns. Wer aus irgendeinem Grunde daran vorbeigehen muß, entbehrt viel; seinem Alter fehlt eine große Helligkeit.

Ehrenrettung George Sands

In mehreren schweizerischen Lichtspieltheatern lief ein amerikanischer Farbenfilm „A song to remember", („Unsterbliche Melodie"). Frédéric Chopin und George Sand treten darin als Liebespaar auf. Die Filmbeschriftung und auch einzelne Zeitungskritiken scheinen immerhin die richtige Schreibart dieses weltberühmten Pseudonyms nicht zu kennen und halten hartnäckig an Georges Sand fest. — Es wäre ganz gut möglich gewesen, daß wir, nachdem wir den Film gesehen hatten, diesen, obwohl wir uns über manches darin empörten, wieder „vergessen" hätten. Aber da fiel unser Blick auf eine Kritik, und nun können wir nicht mehr gut schweigen. Vielleicht haben wir uns auch an das im Rahmen des Frauenkongresses gehaltene vorzügliche Referat von Frau Dr. Binz, Bern, über den Film erinnert, die nicht von eben sehr viel aktivem Interesse der Schweizerfrau am Film als ganz wesentlichem Kulturfaktor dieser Zeit zu erzählen wußte. — In jener Kritik nämlich wurde wiederholt von der „so verworfenen George Sand" geschrieben, die durch Merle Oberon in eben einer Verworfenheit gegeben wurde, wie man sie sich besser nicht wünschen konnte. — George Sand wurde — wer Gelegenheit hatte, gründlich in die Literaturgeschichte der Romantik eingeweiht zu werden und mit den einzelnen Gestalten jener Zeit, ihrem Leben und ihrem Werk (auf Grund vieler Quellen) vertraut zu werden, — dem wird nun dies klar — in diesem Film absolut falsch interpretiert.

Sie war kein Vamp. Sie war keine Egoistin, menschlich nicht in dem Sinne, wie der Film dies darstellt. Sie hat Chopin ihr Bestes gegeben, ihr Zusammenleben war reich an gemeinsamer Arbeit, an vielen schönen Stunden, und die Schwierigkeiten, weshalb das Verhältnis nicht bis zu Chopins Tod weiterbestehen konnte, waren nach genauen Ueberlieferungen solcher Art, wie der Film sie nicht — oder nur, wenn subtile, große Künstler, vom Regisseur bis zum letzten Statisten, am Werke sind — erzählend dartun kann.

Schauen wir ein wenig zurück auf das Leben und Wirken der berühmten französischen Schriftstellerin George Sand, deren Werke Weltruf erlangten, die von ihren Zeitgenossen geachtet und anerkannt wurde! — Im Jahre der Krönung Napoleons, 1804, wurde sie in Paris geboren. Ihr Vater war Oberst in des Kaisers Dienst, von August II., König von Polen, abstammend, die Mutter die Tochter eines Pariser Bagelhändlers. Das kleine Mädchen wurde auf den Namen Aurora Amantine Lucille Dupin getauft. Die hocharistokratische, auf dem Schlosse Nohant in der Grafschaft Berry lebende Großmutter Dupin anerkannte die Frau ihres Sohnes nicht, aber die entzückende Enkelin wollte sie haben, sie selbst wünschte deren Erziehung an die Hand zu nehmen. Es entspann sich ein Kampf um das Kind, das vorerst mit seiner Mutter nach Spanien zog, wo die Eltern im selben Hause wohnten wie Napoleons Marschall: Murat. Später erreichte die Großmutter doch, was sie wollte, und mit zwei Halbgeschwistern wuchs Aurora auf dem großelterlichen und väterlichen Schlosse auf. Ihre Erziehung war allerdings aufs klügste vorbereitet, und das lebendige Mädchen mußte Disziplin und emsiges Arbeiten lernen. Es erhielt Unterricht in Mathematik, Latein und den Naturwissenschaften. Später wurde es in ein Kloster der englischen Fräulein gegeben. Der Vater war durch einen Sturz vom Pferde tödlich verunglückt. Viele Eindrücke, heftiges Erleben, Träumereien, Grübeleien bringen die sensible Aurora in ein Chaos innerer Zwiespälte. Erst ist sie im Kloster der Schreck der Nonnen, wie sie dies selbst in ihrer wundervollen „Histoire de ma Vie", die mehrere Bände umfaßt, beschreibt, und sie glaubt, daß sie es in dieser Haft nicht werde aushalten können, dann fällt sie ebenso leidenschaftlich und hingebend in eine Art frommer Askese, und sie spricht den Wunsch aus, sich dem Dienste christlicher Nächstenliebe lebenslang weihen zu dürfen. Ihre Lehrer jedoch und die über diesen Umschwung beunruhigte Großmutter wünschen, daß sie sich diesen Schritt überlegen möchte, sie wird zu diesem Zwecke nach Nohant heimgeholt. Es ist wundervoll, in ihren Memoiren zu lesen, wie beglückt sie die Stätte ihrer Kindheit begrüßt, wie sie diesen ersten Morgen erlebt, da nicht die Glocke, sondern draußen im Garten der Gesang der Vögel sie weckt, wie sie sich dem Rhythmus des alten Hauses und seiner Räume, dem dörflichen Leben einfügt, wie sie sich in die Bücher Jean-Jacques Rousseaus versenkt und wie sich so für sie die Tore des Lebens öffnen. — Die geliebte Großmutter wird vom Schlage getroffen, die junge Aurora sieht erschrocken ihrem mühsamem Sterben zu; eines Tages steht sie als Waise da. Jetzt kommt aus Paris Auroras fröhliche, sprudelnde Mutter wieder und macht ihre Rechte geltend. Zuerst ist die Tochter bereit, mit ihr zusammenzuleben, versucht es auch, aber die Unterschiede sind doch allzu groß, ihre Temperamente finden sich zu keinem Einklang, Aurora kehrt erneut nach Nohant zurück. — Ohne zu lieben, wohlgemeinten Rat befolgend, verheiratet sie sich mit einem charmanten, aber unbedeutenden und das Leben in vollen Zügen genießenden Adeligen der Nachbarschaft, mit dem jungen François Dudevant. Das Paar lebte auf Nohant. Es wurden ihm zwei Kinder geboren, ein Sohn Maurice, eine Tochter Solange. Aber — trotz der Gabe dieser Kinder, denen Madame Dudevant eine zärtlich besorgte, liebevolle Mutter ist — verstehen die beiden Gatten sich schlecht. Es kamen Jahre des Zerwürfnisses, des Leidens; Monsieur Dudevant verwaltete Nohant schlecht; Auroras Halbbruder Hippolite, der mit im Haushalt lebte, war andauernd betrunken und stellte sich auf seines Schwagers Seite. Der Gatte gab seiner Frau sehr wenig Geld, um die vielen Ausgaben, die der Unterhalt des Hauses und der Familie forderte, zu bezahlen. Diese Unfreiheit ertrug die Erbin von Nohant nicht länger, und sie beschloß, mit ihren Kindern nach Paris zu gehen und sich ihr Leben selbst zu verdienen. Sie versuchte es zuerst mit dem Bemalen von Teebretchen und Fächern, dann mit Redaktionsarbeit, aber diese letztere lag ihr, die sehr gut schreiben konnte, absolut nicht, dieses stille Drinnensitzen und auf Kommando Arbeiten! Zusammen mit einem jungen Freund aus der Grafschaft Berry, mit Jules Sandeau, verfaßte sie einen Roman „Rose et Blanche", und kurz darauf schrieb sie das epochemachende Werk „Indiana", die Geschichte einer Kreolin, die alle Welt aufhorchen ließ. Weil die Mutter ihres Gatten, die Baronin Dudevant, von ihr verlangt hatte, „den Namen der Familie niemals auf Bücherdeckel zu setzen", hatte die Autorin in aller Eile ein Pseudonym gewählt. Sand sollte von Sandeau immerhin bleiben, und dann gebrauchte sie George, welche Benennung ihr mit „Berrichon" (Einwohner der Grafschaft Berry) irgendwie verwandt schien.

In jener Zeit war es, da die unternehmungskühne Frau mit ihren Kindern in Paris am Quai Malaquais in einer Dachwohnung Einzug hielt und sich Stiefel anfertigen ließ, um nicht mehr ihre unbequemen Schuhe, welche auf dem harten Pflaster die Füße malträtierten, tragen zu müssen. „Ich wußte nicht, wie man die Kleider aufnehmen sollte", lesen wir in ihren Lebenserinnerungen, „ich war beständig beschmutzt, ermüdet, erkältet und sah Schuhe und Kleider mit entsetzlicher Geschwindigkeit zugrunde gehen, ohne der Samthüthen zu denken, die vom Wasser der Dachtraufe ruiniert wurden." So kam sie auf die Idee, sich ihren „Schilderhaus-Ueberrock" machen zu lassen, Hose und Weste aus demselben groben grauen Tuch, dazu trug sie einen grauen Hut und eine dicke, wollene Halsbinde und sah wie ein Student aus. In diesem Kostüm, in dem sie niemand erkannte, bewegte sie sich in aller Sicherheit. Es war bequem, warm und einfach.

George Sand arbeitete nun an der damals bedeutendsten literarischen Zeitschrift Frankreichs der „Revue des deux Mondes", mit. Sie verdiente mehr, sie konnte sich eine Bedienerin halten. Ihr Ruhm wuchs. — Anläßlich eines literarischen Diners lernte sie den von der Jugend Frankreichs vergötterten Dichter Alfred de Musset kennen, der sich in diese ganz besondere Frau verliebte und ihre Freundschaft suchte. Musset war ein graziler, kränklicher, überaus liebenswürdiger, aber auch wieder sehr launischer Träumer, ein romantischer Genießer, während George Sand eine passionierte Schafferin war und die Wucht ihrer Eindrücke, Einfälle und Gedanken zu disziplinieren suchte. So brochen sie wohl beglückt zu ihrer in der Literaturgeschichte berühmt gewordenen Reise nach Italien auf, wo Musset in Venedig erkrankte und von seiner Gefährtin während 17 Tagen und Nächten gepflegt wurde; aber es kam zwischen den beiden in der Folge doch zum Bruch, und sie trennten sich. Später, als nach durchgeführtem Scheidungsprozeß Madame Dudevant ihre beiden Kinder und Nohant zugesprochen erhielt, verfreundete sich das Schicksal des in Paris gefeierten polnischen Pianisten und Komponisten Frédéric Chopin mit demjenigen der Dichterin.

Der Knabe Maurice war an überaus heftigem Rheumatismus erkrankt gewesen, und der Arzt hatte zu der Mutter gesagt: „Dieses Kind lebt nur durch Ihren Hauch. Sie sind sein Lebensbaum, der einzige Arzt, der ihm helfen kann!", so entschloß sich George Sand, mit Maurice, wie auch mit Solange, für die Dauer einer geraumen Zeit ein wärmeres Klima aufzusuchen und sich nach der Insel Mallorca im Mittelmeer zu begeben. Chopins Freunde bewogen sie, den Künstler auf diese Reise mitzunehmen; denn er war leidend, er hustete viel, südliche Wärme, Ruhe, ein Leben ohne die Verpflichtungen der Gesellschaft würden ihm Besserung bringen. Chopin selbst bat George Sand, mitzureisen, „an Maurices Stelle würde er wohl auch gesunden können". George Sand wunderte sich, daß Chopin, den man sonst nicht dazu bringen konnte, Paris, seine Wohnung, seinen Arzt, sein Instrument für eine Zeit lang aufzugeben, zu einer Reise bereit war. Aber sie hatte Bedenken. Nun würde sie mit einem überaus zarten, kränklichen Kinde und einem, das, vor Gesundheit und Lebendigkeit strotzend, kaum zu bändigen war, diese Reise unternehmen, und dazu setzte sie sich, wenn sie den an sie gerichteten Bitten nachgab, noch einer vorauszusehenden Qual des Herzens und größter ärztlicher Verantwortlichkeit aus.

Der Film aber stempelt George Sand zur begierigen Frau, die den schönen, jungen Künstler aus seinem reichen Schaffen kurzerhand, von einer Stunde auf die andere, gewaltsam herausreißt.

Man muß nun die Schilderung dieser Reise, die über Avignon, Nimes und Perpignan nach Barcelona und Palma führte, dieses gemeinsamen Lebens und Arbei-

Für ihn besteht die Gefahr, daß er sich selbst zum Mittelpunkt wird. Seine größern und kleinern Leiden, sein Einsamsein, sein Verzichtenmüssen auf allerlei früher Selbstverständliches gewinnt übergroßes Gewicht, bedrückt und verbittert. Er wird sich und andern zur Last, und diese müssen viel Geduld und Liebe besitzen, um solch schwierigen Alten treu zur Seite zu bleiben und sich nicht vertreiben zu lassen durch ihre egozentrische Art. Aber auch diese wirklich Einsamen sehnen sich meist doch nach einem Wesen, das ihnen zugetan ist, das ihnen ganz gehört, dem sie ihre Liebe — denn diese ist in einem Winkel ihres Herzens eben doch vorhanden und hungert — geben könnten. Daher das oft fast lächerliche und doch wieder so rührende Verhältnis dieser Einsamen zu Hund oder Katze. Hier wird scheinbar der Egoismus durchbrochen, oft bis zur eigentlichen Hingabe; hier wird Liebe verströmt, die für Menschen nicht mehr frei ist; hier aber findet sich die Gegenliebe, die man so nötig braucht und die das Gefühl absoluten Besitzes eines Wesens gibt, das wir einem Menschen gegenüber nie dürfen aufkommen lassen. Diese Verhältnisse zwischen Einsamen und einem Tier sind im Grunde doch ein Ausfluß der Ichbezogenheit; aber man versteht sie so gut. In wie manchem verbitterten, verkümmerten Frauenleben wird die Liebe zum Tier zu einem Lichtlein, das wärmt.

Ein anderer großer Schatz,

den wir neben dem Zeithaben aus dem Altwerden gewinnen, ist die Gelassenheit, ja man kann sagen Ueberlegenheit den Dingen des Lebens gegenüber. Man verwechle das nicht mit Gleichgültigkeit! Solange unsere geistigen Fähigkeiten es uns ermöglichen, werden wir voll Teilnahme alles verfolgen, was um uns herum vorgeht; aber wir werden es anders beurteilen als früher: leidenschaftsloser, nicht mehr nur von uns aus gesehen oder auf uns bezogen, unabhängiger und dadurch doch wohl gerechter. Man sagt oft, das Alter mache weiser, reifer. Gebe Gott, daß es so sein möchte! Jedenfalls weitet es den Blick; denn mehr und mehr zeigt es uns Ereignisse und Menschen in anderem Licht. Wir sind unsern Mitmenschen gegenüber milder geworden, haben das Kritisieren, das uns früher so nahe lag, aufgegeben; denn unser langes Leben hat uns unsere eigenen Grenzen erkennen lassen und uns gezeigt, daß wir auch die des andern müssen gelten lassen, hat uns gezeigt, daß wir den anderen nicht beurteilen dürfen nach unserem Wesen, von ihm nicht dasselbe erwarten oder gar fordern dürfen, was wir von uns verlangen. Nein, wir haben erfahren, daß wir ihn aus seinem Wesen heraus erfassen und verstehen lernen müssen und daß wir seine Art nicht ablehnen dürfen, weil sie der unsern nicht entspricht oder wir sie nicht nach der unsern umbiegen können. Wie manche Ehe leidet doch besonders in den ersten Jahren am Fehlen dieser Erkenntnis! Wie ganz anders gestaltet sich das Zusammenleben mit andern, wenn wir nur erst zu diesen Einsichten gekommen sind und sie anwenden. Wir werden das Vertrauen unserer Mitmenschen ganz anders erfahren dürfen, wenn wir ihnen so gegenübertreten können: nicht weichlich, nur weicher als früher; nicht fordernd, nur verstehend; nicht überlegen, nur gütig.

Und wie wir uns den Menschen gegenüber anders einstellen, so auch den Ereignissen gegenüber. Wir sehen sie in größern Zusammenhängen, bewerten sie nicht mehr aus der momentanen Stimmung und Lage, aus dem ersten Eindruck heraus, sondern suchen Abklärung oder warten ab, welche Entwicklung sie nehmen. Denn das ist auch eine köstliche Frucht des Alterns, daß man das Warten lernt. Wieviel in unserm Leben wäre leichter oder gar anders geworden, wenn wir diese Kunst frühe gelernt hätten; aber eben — dazu braucht es meist erst die Geduld und Ruhe des Alters. Jetzt erst begreift man so recht, was ein Wort — zu früh gesprochen, ein Eingreifen — zu früh vorgenommen, ein Begehren — zu früh gestillt — verderben können. Jetzt lernt man, allerdings oft unter innerer Angst, zu spät zu kommen, warten, bis der richtige Augenblick gekommen scheint zum Reden oder Handeln. Wer dieses Wartenkönnen früh lernt — besonders wichtig scheint es mir für Eheleute unter sich und für Eltern ihren Kindern gegenüber —, hat viel voraus. Zum Glück gibt es ja immer wieder Menschen, die frühe schon eine erstaunliche Reife besitzen; diese ist also nicht nur ein Privileg des Alters; doch darf man sie dort am ehesten voraussetzen. Leider ist aber auch die Torheit des Alters nichts Seltenes; wir begegnen ihr bei Männern und Frauen. Sie berührt uns stets als etwas Unnatürliches, Befremdendes, Abstoßendes, im Grunde aber als etwas tief Schmerzliches.

Diese Menschen bilden eine Gruppe all derer, die aus irgend einem Grunde die Schätze, die im Altwerden verborgen liegen, nicht so zu heben vermochten, wie wir es eben gezeigt haben. Aber da ist noch eine andere Gruppe, eine viel zahlreichere, die dieses schöne, bereichernde Altwerden kaum je erleben darf, und zwar nicht durch eigene Schuld: das sind alle die, die bis in ihre letzten Jahre hinein im Kampf um ihre Existenz stehen, die im hohen Alter noch ihren Lebensunterhalt selbst suchen oder von Kindern und Behörden abhängig sein müssen. Und alle die andern, die in unablässiger Sorge für Mann, Kinder und Großkinder keine Zeit für sich selbst erübrigen können. Sie sind zu müde, oft von Sorgen allzu beschwert, als daß sie noch die Kraft fänden, dem Sinn des Altwerdens nachzudenken. Sie sehnen sich schließlich nur nach Ruhe und Empfindlichkeit und der großen Stille. Und doch . . . auch unter ihnen gibt es Glückliche — und es wird ihrer mehr und mehr geben, je rascher wir durch eine gute Altersfürsorge ihre Lasten erleichtern können —, die den Weg trotz aller Sorgen und Lasten zum

gesegneten Altwerden

finden. Wie aber läßt er sich denn finden?

Wohl am besten, indem man mehr und mehr über sich selbst hinauswächst. Das beginnt damit, daß, je besser man das Leben und sich selbst durchschaut, erkennt, wie gar wenig man aus sich selbst ist und kann. Daraus erwachsen Dankbarkeit und Demut. Dankbarkeit für all das, was in unserem Leben zum Guten hat ausschlagen und führen dürfen, für all das, was uns jeder Tag an Güte und Gnade gewährt hat. Demut, die uns alles sehen läßt als Geschenk und nichts als Verdienst, das wir uns selbst zurechnen dürften. Sind wir so weit gekommen in unserer Erkenntnis, so geht uns auch der letzte Sinn unseres Lebens auf. Er läßt sich vielleicht am besten ausdrücken durch die Worte: „Näher, mein Gott zu Dir!" Immer bewußter leben wir aus seiner Kraft, aus seiner Gnade, aus seiner Vergebung heraus. Es ist so viel von uns abgefallen, so viel kommt nicht mehr an uns heran, was uns früher vielleicht daran hinderte, so innig uns mit Gott zu verbinden. Jetzt aber, in der Ruhe und Zurückgezogenheit unseres Alters dürfen wir eben über uns selbst hinaus- und in Gott hineinwachsen. Welche Hilfe wird das für jeden Tag, welche Zuversicht gibt es uns im Hinblick auf Leiden und Tod, die heute oder morgen vor uns stehen können und die uns stark finden sollten. „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden", bittet der Psalmsänger. Auch unsere Bitte wird das sein müssen. Ob wir mit ihr einst die Todesangst überwinden werden. . . . wir wissen es nicht; aber wir hoffen auf die Hilfe, die uns zugesagt ist, und zählen auf die Vollendung, der wir entgegengehen dürfen. Denn hier, in diesem Leben, wird sie ja keinem von uns zuteil, so gern wir auch an einem Totenbett von einem „vollendeten Leben" reden. Ich hörte kürzlich bei einer Bestattung folgende Worte eines Laien, die mich tief beeindruckt haben und das ausdrücken, was ich zum Schluß noch gern gesagt hätte: „Erfüllung, das heißt Vollendung, ist uns Menschen in diesem Leben nicht gegeben, ob unser Leben in seiner Jugend jäh abgebrochen wird, oder ob wir alt und nach einem scheinbar erfüllten Leben sterben. Unser Leben ist nicht nur der zeitlichen Dauer nach, sondern seinem Wesen nach etwas höchst Unvollendetes. Diese Tatsache müssen wir nüchternen Sinnes im Auge behalten und nicht uns mit irgendwelcher Verklärung über einen Verlust hinwegtäuschen wollen. Wenn Erfüllung, Vollendung der Sinn und die Rechtfertigung unseres Lebens wären, dann wehe den Millionen von Toten der letzten Jahre, die ohne jede Erfüllung aus diesem Leben hinweggerafft worden sind, und wehe jenen andern Millionen, die seit unserer Vertreibung aus dem Paradies aus einem unerfüllten Leben haben scheiden müssen. Wir alle sind, ohne Ausnahme, bloß angefangene Menschen; und gerade darin sind wir alle, Junge und Alte, zutiefst miteinander verbunden. Vollenden können nicht wir selber uns, sondern nur der, der uns angefangen, der uns erschaffen hat. Nur er, unser Schöpfer, kann zu dem A das O hinzufügen."

Auf diese Vollendung hin leben und in der Hoffnung auf sie sterben dürfen, das ist der tiefste Sinn unseres Altwerdens. Möchte es uns geschenkt sein, ihn früh zu erfassen!

Rosa Göttisheim.

Entwicklung der Mütterschulen in der Schweiz

Die immer mehr in Erscheinung tretende Not und Unsicherheit junger Mütter bei der Pflege und Ernährung ihres ersten Kindes und der vielfach daraus resultierende gesundheitliche Schaden für das junge Leben, gaben den Anlaß zur Gründung der Mütterschulen. 1936 wurden in Bern die ersten Ganztags- und Halbtagskurse eingeführt.

Zwei Jahre später schon gründete der Basler Frauenverein in Basel eine Mütterschule.

In St. Gallen vermittelt die Schulstation für Säuglingspflege ebenfalls Anleitung und Unterricht in Säuglings- und Kleinkinderpflege.

In Luzern war es die hauswirtschaftliche Kommission der Stadt Luzern, die die Mütterschule in Verbindung mit Kursen für Haushaltführung und Heimgestaltung gründete. Hier wird, im Unterschied zu den anderen Mütterschulen, bei der praktischen Säuglingspflege das lebende Kindlein durch eine Uebungspuppe ersetzt.

Das Schulamt Winterthur hat sodann an der weiblichen Abteilung der Berufsschule Mütterbildungskurse eingerichtet über Säuglingspflege, Erziehungsfragen, Krankenpflege in der Familie, Familien- und Ehefragen. — In Genf führt das Genfer Rote Kreuz jeweilen im Frühjahr umfassende Mütterschulungskurse durch.

Einen besonderen Aufstieg kann die Mütterschule in Zürich verzeichnen. Schon nach kurzer Zeit konnten die zuerst bezogenen Räumlichkeiten an der Inselhofstraße dem Zudrang von Bräuten und werdenden Müttern nicht mehr Genüge leisten und Dank großzügiger städtischer Hilfe siedelte die Mütterschule im September 1946 an die Rotbuchstraße über. 16 Schülerinnen können hier unter Anleitung von drei bestausgebildeten Säuglingspflegerinnen die Pflege und Erziehung der Kinder erlernen. Eine Frauenärztin, ein Kinderarzt und eine Kindergärtnerin tragen dazu bei, den Unterricht vielseitig zu gestalten.

So hat auch hier private Initiative einem bedeutungsvollen Werk zum Leben verholfen und es schließlich mit kommunaler Hilfe von bescheidenen Anfängen zu erfreulicher Entwicklung gebracht.

Abbruchreife Freundschaften

Nichts kann uns so sehr niederdrücken, wie eine Freundschaft die im Grunde genommen keine mehr ist! Wir empfinden sie als Last oder als etwas Unehrliches und Unangenehmes, um das herum wir vielleicht einen Bogen diplomatischer Freundlichkeit ziehen, manchmal aus Angst und Feigheit oder aus lauter Schwachheit und Minderwertigkeitsgefühl, obwohl uns die faule Sache eigentlich anwidert. Aber — eine „Freundschaft", die schon so und so lange gedauert hat, kann man auch nicht so schnell über „die leichte Schulter" werfen! Fühlt man sich doch irgendwie moralisch gebunden, und findet auch den „Rant" nicht so recht, die Bürde abzuschütteln!

So wartet man in passiver Unentschlossenheit, in feiger oder schwacher Nachsicht darauf, bis sich allerlei Unerfreulichkeiten anhäufen, Spannungen entstehen oder Worte fallen, die die Sache ins Unerträgliche steigern und dann den „Bruch" herbeiführen müssen, wenn auch meistens auf eine unschöne und unfeine Art. Dann gesteht man sich allerdings hinterher ein, daß man schon lange hätte aufhören sollen usw.... Aber man hatte eben einfach nicht den Mut oder die Kraft, vielleicht auch nicht die Fähigkeit, eine lau- oder faulgewordene Bekanntschaft entweder neu und gut zu festigen durch eine offene Aussprache, oder dann — aufzulösen in einer befriedigenden Art und Weise.

Mögen nun die Dinge liegen, wie sie wollen, wenn aus einer freundschaftlichen Verbindung unter Menschen etwas für beide Teile Unerfreuliches geworden ist, daß man sich eher gegenseitig hinunter- als heraufzieht, dann kann der entscheidende „Schlußstrich" eine wahre Erlösung sein! Es gibt nämlich Beziehungen, die trotz einer offenen und wohlwollenden Aussprache nicht neu geknüpft werden können, weil man sich innerlich oder äußerlich zu weit auseinandergelebt hat. Wann und wie dieser „Schlußstrich" aber gezogen werden muß, bleibt schließlich immer Gefühls- und Ansichtssache, selbstverständlich mit Würde und Anstand so schmerzlos wie möglich. Ob diese Trennwand nun durch eine korrekte und leidenschaftslose Aussprache, oder durch ein allmähliches „Verfandenlassen" der Beziehungen errichtet wird, unsere Handlungsweise sollte nie der Achtung vor der Persönlichkeit des andern entbehren. Auch dürfte sie nicht jenes Maß an Wohlwollen vermissen lassen, das man einem Fehlenden oder Andersartigen dieser sündhaften Welt stets gewähren wird, in der man ja selbst nicht fehlerlos steht!

Adelheid Sprecher

---

tens in einer verblassenen, halbverfallenen Kartause in Valdemosa auf Mallorca, da George Sand während des Vormittags die Kinder unterrichtete und am Nachmittag, oft auch bis spät in die Nacht hinein, fleißig arbeitete, lesen. Sie ist etwas vom allerschönsten, womit die französische Literatur uns beschenkt. Chopin war ein schrecklich anspruchsvoller Kranker, nicht nur bereitete sein Leiden ihm Qual, sondern es gelang ihm nicht, die Unruhe seiner Einbildungskraft zu meistern, er ertrug die Einsamkeit nicht, die winddurchbrausten Nächte machten ihn leiden, er sehnte sich nach Paris, nach seiner polnischen Heimat. Er komponierte die in der Tat unvergänglichen Préludes, diese Meisterwerke voller Schwermut, voller Lieblichkeit, traurig und heiter in einem.

Ueber Chopins Talent schrieb George Sand: „Es ist das tiefste, reichste, gefühlvollste, das je existiert hat. Einem einzigen Instrumente hat der Künstler die Sprache des Unendlichen gegeben und hat oft in einigen Reihen, die ein Kind zu spielen vermöchte, Gedichte von unendlicher Erhabenheit, Dramen von unvergleichlicher Kraft zusammengefaßt. — Von der Menge wurde er nicht verstanden; er wird es noch nicht, und es werden bedeutende Fortschritte im Geschmack und im Verständnis der Kunst notwendig sein, ehe seine Werke populär werden können. Aber der Tag wird kommen, wo man seine Musik instrumentieren wird, ohne an seiner Klavier-Partitur das geringste zu ändern, und alle Welt wird erfahren, daß dieses Talent, welches ebenso umfassend, ebenso vollständig und ebenso gebildet war als das der großen Meister, die er studierte und in sich aufnahm, eine Eigentümlichkeit bewahrt hat, die noch reiner war als die von Sebastian Bach, noch mächtiger als die von Beethoven, noch dramatischer als die von Weber. Er vereinigt sie alle drei in sich und bleibt doch er selbst; zarter im Geschmack, strenger im Erhabenen, herzzerreißender im Schmerze. Mozart allein ist ihm überlegen, weil Mozart mehr die Ruhe der Gesundheit besitzt und folglich eine größere Fülle des Lebens. — Chopin fühlte seine Macht und seine Schwäche. Seine Schwäche lag im Uebermaße seines Reichtums, den er nicht zu bewältigen vermochte." —

Der Film stempelt Chopin zum Märtyrer, der unter der Tyrannei der „verworfenen" George Sand zu leiden hat und den Weg nach Paris, wo man ihn erwartet, nicht mehr zurückfindet.

Ueber des Künstlers Wesen lesen wir in „Histoire de ma Vie":

„Wenn er einen Augenblick für den Genuß der Freundschaft und für das Lächeln des Glücks empfänglich war, so fühlte er sich dagegen tagelang, wochenlang durch das Verhalten eines gleichgültigen Bekannten oder die kleinen Verdrießlichkeiten des gewöhnlichen Lebens verletzt. Wunderbarerweise fühlte er sich jedoch durch einen großen Schmerz nicht so niedergedrückt wie durch ein kleines Leiden. Es schien, als hätte er anfangs nicht die Kraft, es zu begreifen, und später nicht die Kraft, es zu tragen, und so war die Gewalt seiner Erregungen den Ursachen, welche sie hervorriefen, durchaus nicht angemessen. In wirklicher Gefahr wußte er seine zerstörte Gesundheit heldenmütig zu ertragen, aber bei unbedeutenden Leiden quälte er sich aufs jammervollste. — Chopin, der in der Gesellschaft freundlich, heiter und liebenswürdig war, konnte in der Intimität des häuslichen Lebens die Mitmenschen zur Verzweiflung bringen. Keine Seele konnte edler, zarter, uneigennütziger sein, kein Umgang treuer und aufrichtiger, kein Geist glänzender in seiner Heiterkeit, ernster und tiefer in dem, was er erfaßte. Dagegen war auch leider keine Laune wechselnder, keine Phantasie düsterer und ausschweifender, keine Empfindlichkeit schwerer zu schonen, keine Herzensbegehrlichkeit schwerer zu befriedigen. Aber nichts von alledem war seine Schuld, all dies lag in seiner Krankheit. Seine Seele blutete aus tausend Wunden, und der Fall eines Rosenblattes, der Schatten einer Fliege verursachten ihm Schmerzen. Außer mir und meinen zwei Kindern war ihm alles unter dem spanischen Himmel zuwider und erschien ihm empörend, und er wurde mehr von dem Verlangen nach der Abreise verzehrt als durch die Entbehrungen des Aufenthaltes bedrückt."

Wie ganz anders verstehen wir Chopins herrliche Musik, wenn wir von dieser seiner ihn selbst quälenden und von den andern unendliche Liebe und Geduld erheischenden Art des Wesens wissen, als wenn uns ein absolut falscher Chopin'scher Charakter im Film dargebracht wird, kindlich, ausgeglichen, beinahe nur passiv, aktiv einzig dort, wo es um die Sache Polens geht, die offenbar im gegenwärtig gezeigten Film, um Hauptmotiv zu werden, unverantwortlich stark betont wird.

Von Heinrich Heine, einem weiteren Zeitgenossen Frédéric Chopins, lesen wir, daß der begabte Musiker „kein stiller Klavierspieler für ruhige Staatsbürger und Schlafmützen" sei. Er habe sich, als von französischen Eltern in Polen geborener Sohn, der in Deutschland erzogen wurde und in Frankreich lebte, das Beste, das diese drei Völker auszeichnet, angeeignet, nämlich den chevaleresken Sinn und den geschichtlichen Schmerz Polens, französische Grazie und Anmut und den romantischen Tiefsinn der Deutschen. Heine schildert Chopin als zierliche, schlanke, etwas schmächtige Gestalt, der ein edles Herz und Genie besaß ... „Er ist nicht nur Virtuose, er ist auch Poet, er kann uns die Poesie, die in seiner Seele lebt, zur Anschauung bringen. Er ist Tondichter. Nichts gleicht dem Genuß, wenn er am Klavier sitzt und uns improvisiert."

Ueber George Sand, „den größten Schriftsteller, den das neue Frankreich hervorgebracht", schrieb damals ihr Zeitgenosse Heinrich Heine in „Französische Zustände": „Sie war immer eine vortreffliche Mutter, und ich habe oft stundenlang dem französischen Sprachunterricht beigewohnt, den sie ihren Kindern erteilte, und es ist schade, daß die sämtliche Académie Française diesen Lektionen nicht beiwohnte, da sie gewiß davon viel profitiert hätte. George Sand, die große Schriftstellerin, ist zugleich eine schöne Frau, eine ausgezeichnete Schönheit sogar. Sie hat ein eher schönes als interessantes Gesicht, ihre Züge tragen das Gepräge griechischer Ebenmäßigkeit. Gemildert ist deren Schnitt durch Sentimentalität, die darüber wie ein schmerzlicher Schleier ausgegossen ist. Die Stirn ist nicht hoch. Gescheitelt fällt ihr bis zur Schulter das köstliche, kastanienbraune Haargelock. Ihre Augen sind etwas matt, wenigstens sind sie nicht glänzend, und ihr Feuer mag wohl durch viele Tränen erloschen und in ihre Werke übergegangen sein, die ihre Flammenbrände über die ganze Welt verbreitet, manchen trostlosen Kerker erleuchtet, aber auch manchen stillen Unschuldsstempel verderblich entzündet haben. Sie hat stille, sanfte Augen, keine emanzipierte Adlernase, auch kein Stumpfnäschen, eine ganz ordinäre, gerade Nase. Ein gutmütiges Lächeln umspielt meistens ihren Mund. Die Unterlippe ist etwas heruntergehängend und zeugt von ermüdeter Sinnlichkeit. Das Kinn ist schön gemessen, vollfleischig. Sie hat kleine Hände und Füße. Ihr Körperbau ist etwas zu dick, zu kurz. Der Kopf aber trägt den Stempel der Idealität und erinnert an die edelsten Ueberbleibsel griechischer Kunst. Ihre Stimme ist matt und weich, ohne Metall, sanft und angenehm. Sie verfügt über große Natürlichkeit des Sprechens. Sie singt nicht schön. Sie hat nicht prudelnden Esprit, ist aber auch keine Schwätzerin. Sie ist sogar unwitzig. Mit einem liebenswürdigen, oft sonderbaren Lächeln hört sie zu, wenn andere reden. Die fremden Gedanken, die sie in sich aufnimmt und verarbeitet, gehen aus der Alambik ihres Geistes weit köstlicher hervor. Sie ist eine sehr feine Horcherin."

Und Honoré de Balzac, der hin und wieder als Gast in Nohant weilte, nannte die Verfasserin von „Lélia", „Indiana", „Les Lettres d'un Voyageur", „Valentine", „Consules", „Spiridion" u. a. m. (im ganzen 111 Werke) „Kamerad Sand", und er sagte von ihr, daß sie immer ein wenig dumm aussehe, selbst wenn sie denke.

George Sand war rundlich, neigte zu Körperfülle; es heißt von ihr, sie sei in der Gesellschaft vieler Menschen schüchtern gewesen, und dann wird sie ganz einfach als gertenschlanke, unnahbar hochmütige, herrschsüchtige, „verworfene" Abenteuerin dargestellt, gefälscht in Wesen und Persönlichkeit. Einmal gab es einen Film „Abschiedswalzer", der, obwohl auch „zugeschnitten", immerhin den beiden Hauptgestalten weit besser gerecht wurde als dieser englisch gesprochene Farbenfilm aus den Vereinigten Staaten, dem ein herzhafter Protest aus den Kreisen Kunstverständiger zu wünschen wäre.

Als sie, die eine unvergleichliche Großmutter für ihre Enkelinnen und eine geliebte, gütige Schloßfrau von Nohant war, am 11. Juli 1876 zu Grabe getragen wurde, nannte Victor Hugo sie den „Ruhm Frankreichs", und Renan gedachte ihrer mit den folgenden Worten:

„Sie hatte das göttliche Talent, allem Flügel zu geben und Kunst zu schaffen durch den Gedanken, der ohne sie für die andern roh und formlos geblieben wäre. In ihr war ein Instrument von unendlicher Empfänglichkeit: bewegt durch alles, was originell und wahr war, antwortete sie mit ihrem inneren Reichtum auf jeden äußeren Eindruck, sie wandelte ihn um und gab ihn zurück in unendlichen Harmonien. Sie schenkte der Sehnsucht derer Leben, die fühlten, aber nicht selber schaffen konnten. Sie war der gottbegeisterte Dichter, der unseren Hoffnungen, Klagen, Verfehlungen und unserem Jammer den Körper gab. Diese wunderbare Gabe des Verstehens und des Ausdrucks war die Quelle ihrer Güte. Es ist das Charakteristikum großer Seelen, daß sie nicht hassen können. Sie sehen überall das Gute und lieben das Gute in allem. Ihr Leben verging, entgegen allem äußern Anschein, in tiefstem Frieden ... Ihre Werke sind in Wahrheit das Echo unseres Jahrhunderts. Man wird sie lieben, wenn dieses arme Jahrhundert nicht mehr sein wird, das wir verleumden, dem aber einst viel vergeben werden wird. Dann wird George Sand wieder auferstehn und für uns zeugen. Dies Jahrhundert hat seine Wunde getragen, von der ihr Herz nicht geblutet hat, keine Krankheit, die ihr nicht ihre melodischen Klagen entrissen hätte. Ihren Büchern ist die Unsterblichkeit sicher, weil sie in alle Zukunft Zeugnis ablegen werden von dem, was sie ersehnten und empfanden, dachten und litten ... Sie war die Aeolsharfe unserer Zeit."

Und ein schweizerischer Filmkritiker kommt und weiß in einer mager dünnen Kurzschilderung des Films „Unsterbliche Melodie" neben einiger vager Kritik der Gestalt Chopins lediglich zu sagen, daß die Hauptdarstellerin „eine so verworfene George(s) Sand, wie man sie nur wünschen kann", gewesen sei.

BWK.

und 17 000 Schulkinder von Hamburg werden dadurch in den nächsten Monaten vor Hunger geschützt sein.

Willkommener Steuereingang, von niemand schwer zu zahlen

Die Bundeskasse hat im Jahre 1946 den Betrag von 76,2 Millionen Franken durch die fiskalische Belastung des Tabaks eingenommen. Es sind dies 18,2 Millionen Franken mehr als im Vorjahre. Keiner wird deshalb eine Zigarette weniger geraucht haben!
E. B.

Der „böse" Bub

Vor uns steht ein Knabe, der sich im Kindergarten durch große Undiszipliniertheit unangenehm bemerkbar machte. Er galt schlechthin als „böser" Bub. Und er tat wahrlich alles, seinen Namen zu verdienen. Er plagte hinterrücks seine Kameraden, stieß sie, wenn sie es nicht erwarteten. Er neckte sie offen, wenn er sie damit quälen konnte. Keinen Augenblick hatten Lehrerin und Klasse Ruhe vor ihm, immer war etwas los, immer wurde geklagt. Man hätte so leicht die Geduld mit ihm verlieren können. Und doch hat gerade ein solches Kind sie doppelt nötig.

Die Erfahrung lehrt, daß der Sinn einer Sache nicht von der Oberfläche abgelesen werden kann. Man muß ihn im Verborgenen hinter der Erscheinung suchen. Dies ist der Grund, warum wir nicht bei der vorliegenden Undiszipliniertheit stehen bleiben, sie nicht verurteilen und einfach bestrafen können, sondern uns fragen müssen, warum sich denn dieser Knabe so verhalte.

Wir haben schon einen wichtigen Zugang zum Verständnis gewonnen, wenn wir erkannt haben, daß das Kind, das ein großes Liebes- und Kontaktverlangen in sich trägt, ohne daß dieses in seiner Umgebung gestillt werde, leicht darauf verfällt, sich durch schlechtes Betragen, Aufmerksamkeit zu erzwingen. Wahrlich, mehr kann selbst ein krankes Kind seine Erzieher nicht in Anspruch nehmen als dieser Schlingel, dieser ewige Spielverderber, der zugleich noch ein Tagnässer war. Natürlich darf eine solche Entwicklung bei mangelnder Liebe nicht als allgemeine Regel aufgefaßt werden. Wenn dieser Knabe unter seinen Umständen diesen Weg ergriff, so hat dies mit seiner eigenen Anlage, seiner Möglichkeit, charakterlich zu verwahrlosen, zu tun. Ein anderes Kind mit anderer Anlage hätte unter den gleichen Umständen einen andern Weg eingeschlagen.

Es ist eine recht traurig stimmende Tatsache, daß Kinder seelisch oft unendlich hungern müssen und infolge dessen Schaden nehmen. Es kann ihnen aus ihrem Ausweg kein Vorwurf gemacht werden, sind sie ja noch nicht entwickelt und stehen nicht über der Situation. Sie folgen einfach einem dunkeln Instinkt und wissen nicht, was sie tun. Die bessere Einsicht müßte von ihren Erziehern ausgehen.

Dieser Knabe hatte keine eigenen Eltern mehr. Er war bei Pflegeeltern untergebracht. Leider schien der Pflegemutter das liebende Eingehen auf seine empfindliche Seele zu fehlen. Statt ihm mütterliche Liebe zu schenken, forderte sie Leistungen von ihm. Er sollte in seinem Alter schon dies und das können, es gehöre sich für einen rechten Jungen. Als ob er seine Entwicklung und das Entwicklungstempo selbst in der Hand gehabt hätte! Da der Pflegeknabe und der ganze Stand seiner Entwicklung ihren Wünschen und vorgefaßten Meinungen nicht entsprach, behandelte man ihn hart und lieblos, er sollte merken, daß er sich die Liebe mit Andersseinsein zu verdienen hätte. Welch unmögliche, zur Verzweiflung Anlaß gebende Zumutung, ein anderer sein zu müssen als man ist. Sie könnte reife Menschen, nicht nur ein schwaches, wehrloses Kind in Konflikte und Verwirrung stürzen!

Es ist anzunehmen, daß der Knabe nicht verstand, was ihm geschah und er sich auch keine Gedanken darüber machte. Doch muß sich seine Seele gegen die tief empfundene Ungerechtigkeit aufgelehnt haben. Dies geschah in der primitiven Form des Zurückschlagens. Oft, wenn Kinder Erwachsene beißen oder schlagen, beruht dies nicht auf besonderer Bösartigkeit, sondern einfach auf der reflexartigen, naturhaften Gegenwehr. Das Zuleidetun andern Kindern gegenüber, ebenso das Nassenmachten in erweitertem Sinne die gleiche Bedeutung haben. Es ist dies aber wohl nicht die einzige Bedeutung. Wir haben es meistens mit Mischphänomenen zu tun, in denen die verschiedensten Tendenzen angedeutet werden. So ist auch an die schon erwähnte Sehnsucht nach Beachtung zu denken. Und das Verlangen, sich zu rächen, sich für zugefügte Leiden schadlos zu halten, setzt sich als Dauerhaltung in der Seele fest.

Wieder ist das unendlich Besorgniserregende an dieser Sache die Möglichkeit einer Fehlentwicklung. Wenn die Anfänge nicht besonders schwerwiegend sind, so kann man doch nur mit großer Sorge an das Endglied einer solchen Entwicklung denken. Man denke sich einen Erwachsenen, der immer auf Umwegen sich die Aufmerksamkeit erschleichen muß und diese nicht durch positive Leistung sich erringt, der stets in heimlicher Rachehaltung umhergeht und seine Freude darin findet, andern zu schaden. Müssen wir nicht sein Leben als verpfuscht betrachten und ihn für die menschliche Gemeinschaft als verloren betrachten?

Glücklicherweise wurden diese Zusammenhänge zwischen dem Verhalten des Knaben und seinem Milieu von der Kindergärtnerin erkannt und ein Wechsel der Pflegefamilie konnte veranlaßt werden. Dem düstern, verhängnisvollen Verlauf konnte Einhalt geboten werden, wenn auch nicht verschwiegen werden darf, daß der Knabe seiner Anlage zu neurotischen und psychopathischen Reaktionen wegen nicht leicht zu behandeln war. Aber da er sehr dankbar war für etwas Liebe, Lob und Aufmerksamkeit, konnte ihm doch weitgehend geholfen werden.
Dr. E. Br.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25772

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Ausklang des 3. Schweiz. Frauenkongresses

Wer die fünf inhaltsreichen Tage im September mitgemacht hatte, freute sich, am 28. Januar nochmals und zwar zum letzten Male zu einer Sitzung aller Verbände zusammenzukommen. An Stelle der leider durch Krankheit verhinderten Präsidentin des Bundes Schweiz. Frauenvereine, Madame Jeannet, präsidierte Frau Dr. A. Debrit-Vogel aus Bern die Versammlung und gab nach einigen geschäftlichen Mitteilungen das Wort an Frau Dr. J. Eder, die Werden und Durchführung des Kongresses in technischer Hinsicht nochmals vor Augen führte. Ueber die Rechnung referierte Fräulein Dr. H. Leder. Der erfreuliche Besuch des Kongresses, die Unterstützung durch Bund, Kanton, Stadt und Private hatte zur Folge, daß die Rechnung trotz erheblicher Unkosten mit einem kleinen Ueberschuß von Fr. 1700.— abschließt. Aus einer lebhaften Diskussion ergab sich der Beschluß, unbedingt einen Kongreßbericht herauszugeben, für welchen, je nach Kosten und Erfolg des Verkaufes, die Garantien teilweise oder ganz in Anspruch genommen werden sollen. Die Kongreßkommission wurde ermächtigt, diese Arbeiten zu besorgen und die Schlußabrechnung zu erstellen.

Frau Dr. Eder sprach hierauf von dem Inhalt des Kongresses und verglich die drei Kongresse, von denen der erste ein tastender Versuch, der zweite eine ausgesprochene Frauenbewegungssache gewesen sei, während der dritte durch seine Beschwingtheit, die große Dankbarkeit für die Bewahrung der Heimat, das Gefühl der Verbundenheit mit dem ganzen Schweizervolk und vor allem auch durch die selbstverständliche Anerkennung seitens der Männer ausgezeichnet gewesen sei. Als Vertreterinnen einiger Gruppen sprachen Frau Dr. Zollinger (Erziehung), Fräulein Hofer (soziale Arbeit) und Fräulein Müller (Beruf und Wirtschaft).

Hinsichtlich der Resolutionen erfolgte ein Appell an alle Anwesenden, die ja alle irgendwie davon betroffen seien, sich für die Vermirklichung einzusetzen.

Zum „Ausblick" äußerte sich zuerst Frau Kissel (Präsidentin der Sozialdemokratischen Frauengruppen der Schweiz), indem sie auf die Programmpunkte ihrer Gruppen einging, während Frau Dr. Bed (Präsidentin des Schweiz. Katholischen Frauenbundes) einen allgemeinen Ueberblick gab, die gemeinsamen Ziele betonte und gemeinsame Wege aufwies, die zu gehen es bei aller Wahrung seiner eigenen konfessionellen und weltanschaulichen Ueberzeugung möglich sein sollte. Leider fiel das entsprechende Votum des Bundes Schweiz. Frauenvereine aus, da die Präsidentin fehlte und die anwesenden Vertreterinnen für diesen Ausblick nicht vorbereitet waren.

Frau Dr. Gäumann machte die Anregung, die Frauen sollten, solange ihnen die politischen Rechte fehlten, von Zeit zu Zeit in einer Art Nationalversammlung zusammentreten. Sie wurde in dieser Idee von Fräulein Zellweger, Madame Jeanneret und Frau Vischer-Alioth warm unterstützt. Nachdem Frau Vischer-Alioth Arbeitsausschuß und Kongreßkommission den Dank Aller ausgesprochen hatte, konnte Frau Debrit die Versammlung schließen, in welcher nochmals der „gute Geist" des Kongresses zum Ausdruck gekommen war.
E. N.

In einer Zusammenkunft verschiedener Frauenorganisationen, welche am Vortage — auch als Auswirkung des Kongresses — über das Postulat eines

„Schweizerischen hauswirtschaftlichen Instituts"

diskutierte, wurde einstimmig beschlossen, diese Institution einer praktisch wissenschaftlichen Versuchs- und Prüfungsstelle zu fördern. Es wurde eine Subkommission zum weiteren Studium der Frage eingesetzt.

Was du nicht willst, das man dir tut . . .

Im Morgenblatt der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 4. Februar wird unter „Dalton und die Neutralen — Appell an das Gewissen" noch einmal darauf hingewiesen, daß die von Dalton wiederholt gemachten Anspielungen auf die Möglichkeit der Mitwirkung neutraler Länder am Wiederaufbau Europas nicht mehr, aber auch nicht weniger als einen Appell an das Gewissen der Neutralen darstellen, nach Möglichkeit an diesem überaus wichtigen Werke mitzuhelfen."

Wir nehmen an, daß diese „milde" Formulierung auf die seinerzeit bei der ersten Bekanntgabe des Gedankens Dalton an der Presse der betroffenen Neutralen zum Ausdruck gekommene Entrüstung über eine solche Zumutung zurückzuführen ist. Obwohl wir vollkommen mit den Artikelschreibern einig gehen, hat es uns doch amüsiert, in einer damaligen Entgegnung — ich glaube es war im Leitartikel der Weltwoche — zu lesen, daß, wer bezahle, bekanntlich auch befehle. Wir sind nämlich der Auffassung, daß diese Wendung, falls wir ihr in der Schweizerpresse begegnen, nicht anders als erheiternd wirken kann. Auf der ganzen Welt ist es ja der Schweizer allein, der an die Bürgerinnen seines Vaterlandes die gleiche Zumutung stellt, die er selber, als sie von außen an ihn gerichtet wurde, mit so berechtigter Entrüstung abwies. Uns hätte es nicht verwundert, wenn die englischen Zeitungen unsere Hirtenknaben darauf aufmerksam gemacht hätten, daß es bekanntlich heißt „Was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu." Es wird der Frau so oft die Logik abgesprochen. Uns will scheinen, daß den Gegnern der Gleichberechtigung der Frau zu empfehlen wäre, etwas logischer zu denken und konsequenter zu sein.
Ann Mary

Für Unzufriedene

(Aus einem Brief aus Hamburg)

. . . Die wahnsinnige Kälte mit —20 Grad und eisgekühlten Betten, mit 16 Millimeter Eis an den Fensterscheiben, dazu Hunger infolge Transportschwierigkeiten, haben wir nun wohl — bis auf letzteres — hinter uns. Zwei Tage in der Woche ist von 7 Uhr früh bis 22 Uhr kein Strom vorhanden und ich kann die elektrische Platte nicht benützen. Mein Vorrat von Kohlen reicht nicht zur Feuerung des Herdes, Kerzen gibt es nicht, auch nicht schwarz. Bei der irrsinnigen Kälte mußte meine Bettina, die jetzt 5½ Jahre zählt, ihr Essen — Schwedenspeisung — selber holen; es war, als Christophs Krankheit (Lähmung) anfing. Ich riet ihr zu singen, wenn's ihr zu kalt würde, und nach einer Weile höre ich im Hofe lauten Gesang „Alle Vögel sind schon da!" Ich habe mich tüchtig gefreut darüber! Meine Kleine stand mit blauen Händchen und weinenden Augen aber lachenden Mundes vor mir. „Mutti, gelt, der liebe Gott läßt uns schon nicht erfrieren?" —

Unser viertes Kindchen, das im Juni kommen wird, ist ebenso erwartet und geliebt wie die Vorangegangenen. Wenn es auch keinen Kinderwagen mehr vorfindet, weil der alte restlos zertrümmert ist, wenn mir auch noch ziemlich schleierhaft ist, in welche Tücher das kleine Körperlein gewickelt werden soll; es war bisher immer alles recht gegangen, und es findet sich auch für dies neue Leben und das neue Glück alles, was es nötig haben wird! Wir sind nicht mutlos und nicht hoffnungslos; wir sind nur ein wenig erschöpft und müde, aber tief innen froh . . .

Kleine Rundschau

Der erste weibliche Zivilstandsbeamte der Schweiz

Die große bernische Gemeinde Schwarzenburg hat an Stelle ihres verstorbenen Zivilstandsbeamten einstimmig dessen Witwe, Frau Bertha Mischler-Hostettler zum Zivilstandsbeamten gewählt. Frau Mischler hat schon jahrelang die Zivilstandsarbeiten ihres Mannes besorgt.

Auch Kirchberg hat nun zwei Kirchgemeinderätinnen

Die letzte Kirchgemeindeversammlung in Kirchberg wählte in ihren Rat erstmals zwei Frauen: Frau H. Wyß-Schmutz, Bütikofen, und Frl. G. Fischer, Säuglingsfürsorgerin, letztere durch ihre Tätigkeit im Amt Burgdorf bereits bestens bekannt. Wir gratulieren!

Noch einmal der Zucker

Man hört, daß die Zuckerversorgung etwas günstigere Aussichten bietet. Die Einfuhr des kubanischen und tschechischen Zuckers ging nicht auf Konto unserer Importquoten — der Bund, dem man ab und zu vorgeworfen hatte, er gestatte den Verkauf von „Schwarzem" Zucker hat keinen Anteil an den daraus erfolgenden Einnahmen. Die den Invert- und Hard-Candy-Zucker einführenden Länder drängten auf diese Lieferungen, und eine Einbeziehung in den Rations-Zucker hätte eine große Verteuerung des rationierten Zuckers gebracht.

Das Unsympathische an der Sache ist natürlich nur, daß der hohe Preis ihn nur den besser situierten Kreisen zugänglich macht; dem gegenüber steht aber eine von Bern aus angedeutete allgemeine Verbesserung der „Zuckerlage".

Wenn uns auch eine Verbesserung der Fettlage am Horizont auftauchen würde — eine gute Rösti gehört in einem Kleinen Haushalt ins Gebiet der Wunschträume!

Robert Saitschick. Der Staat und was mehr ist. Ein Buch über die Grundlagen der künftigen Gesellschaft. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zürich. Rascher-Verlag, 1946, 316 Seiten.

In diesem Buche setzt sich der bekannte Kulturphilosoph mit den lebendigsten Problemen unserer Gegenwart auseinander, und diese sind: Staat und Individuum, Macht und Recht, die Idee der Gerechtigkeit, christokratisches und demokratisches Prinzip, Patriotismus und Völkerhaß, Humanität und Kultur, die Friedensidee und das christliche Lebensgefühl und viele andere mehr. Was dieses Werk aus hundert anderen, die den Büchermarkt überfluten, heraushebt, ist vor allem sein hohes sittliches Niveau. Saitschick weist auf die tiefwurzelnden ethischen Grundlagen der Politik hin, (La morale est la base de la politique) und die eigentliche Tugend im politischen Leben ist für ihn die der Gerechtigkeit, da sie eine Selbstbesinnung und große Selbstüberwindung voraussetzt. Je ausgeprägter der Gerechtigkeitssinn in einem Volke ist, desto höher ist seine Kultur. Aber indem der Verfasser auf die hohen Ziele nachdrücklich aufmerksam macht, die im Staate verwirklicht werden müßten, deckt er gleichzeitig die Ursachen dafür auf, daß dieses Ideal nicht erreicht wird. Das sind vor allem die Widersprüche in der menschlichen Natur selbst, die vom Einzelnen andere Grundsätze des Verhaltens vorschreiben, als dem Staat, dem Lenker der Geschicke der Menschen und die das Individuum, das nach Freiheit strebt, verringern, sich der Gemeinschaft unterordnen. Für Saitschick bedeutet der Mensch, das Individuum mehr als die Staatsform, die er sich gibt, er soll nicht im Staat aufgehen, sich an ihn aufgeben. Im Gegenteil — der

CITY-WÄSCHE

Spezialgeschäft für Damen- und Herren-Wäsche

Große Auswahl, preiswert und beste Qualität

„Schmidhof", Löwenstraße 2, Zürich 1

Tel. 23 68 52

und an sein Kind denken, das er mit so inniger Liebe liebte. Es sollte sich ja an sein Fernbleiben gewöhnen. Vielleicht waren die Tage dieser Reise zu Wochen und jetzt schon Monaten geworden, daß diese Entwöhnung jetzt geschehen konnte. Wenn er schon dieses Kind so lieben konnte, wie viel mehr erst das ihre. Doch ein neues Gefühl wuchs in ihr auf und wurde stärker und stärker: Mitleid mit dieser jetzt ungeliebten aber doch einst auch geliebten Frau. Sie litt in bitterer Wahrheit, was Michaela zu leiden sich vielleicht nur eingebildet hatte. Plötzlich sah sie sich als Zerstörerin, Einbrecherin in einen heiligen Bezirk, Räuberin eines ihr nicht zukommenden Gutes. Aber hatte er ihr nicht gesagt, diese Gemeinschaft sei die Hölle? Hatte er ihr nicht gesagt, alle Bande seien zerrissen? Aber ob das von ihrer Seite galt? Plötzlich fiel Michaela ein Wort wieder ein, das er bei ihrem ersten Besuch zu ihr gesagt hatte: Wir sind auf eine besondere Weise für einander da, die alle dritte Einmischung ausschließt. Wäre ihm das Kind eine dritte Einmischung? Nein, das konnte nicht sein. Das konnte sein Glaube nicht sein. Was wußte sie von seinem Glauben? Was wußte sie von ihm? Wenn Angst und Verzagtheit sie überfallen und knebeln wollten, so rief sie sich zu, es gäbe für sie nur eine einzige Gewißheit; sie müsse sich für ihr Kind und alles, was im Anzug war, stark und gesund erhalten. Ihre Herzensruhe, ihre ausgeglichene Kraft müßten seine Wiege sein.

Viele Tage brauste der Sturm und peitschte der Regen und donnerte das Meer, daß sie kaum ausgehen konnte. Dann saß sie an ihrem gemütlichen Kachelofen und entwarf ein Bilderbuch. Aus der eigenen Kindheit quollen die Bilder wie aus einer reichen Quelle, die Farben dazu hatte ihr das Leben gereicht. So wurde ihre Einsamkeit reich und gut.

Die Besitzer des Häuschens, ein Buchdrucker und seine Frau, hatten am Anfang versucht, in ihr Vertrauen zu dringen und sie an sich zu ziehen. Der Mann war als Schüler im Weltkrieg zuletzt noch draußen gewesen und hatte das schmähliche Ende des Liedes, schmählich für die Besiegten wie für die Sieger, nicht verwinden können. Mit desto größerem Einsatz gab er sich der neuen Bewegung hin, die Vergeltung, Aufrichtung eines unübervindlich starken Reiches und Glück für ein ganzes Volk versprach. Er hatte Michaela erklärt, Schuld an der düsteren Geschichte Deutschlands trage dessen Belastung mit einer artfremden, dem eigenen Wesen hohnsprechenden Religion. Kraft, Selbstvertrauen, das Wissen über allen Völkern zu stehen brauchten wir und nicht Schuldbewußtsein, Demut, Dienen. Zum Herrschen seien wir erkoren, zum Einheimsen aller Schätze der Welt. Michaela hatte zu widersprechen versucht, doch darauf hatten er und seine Frau sie mit solcher Schärfe angegriffen, daß sie seitdem ihre Gesellschaft nach Möglichkeit mied. Als sie im Sommer, während Nikolaus das Zimmer bewohnte, das allabendliche Ausbleiben der beiden bemerkten und entdeckten, daß sie in Parteiversammlungen für diese Richtung warben, war Michaela sehr erschrocken und hatte Nikolaus gebeten, doch den Menschen die Gefährlichkeit derselben klarzumachen und sie von diesen furchtbaren Gedanken abzubringen, doch er hatte gemeint, je weiter sich die Bewegung ausbreite, je mehr verfasche sie und verliere an Schärfe, und sie wollten es ausnutzen, daß ihre Hausleute zu sehr in ihre eigene Betriebsamkeit verstrickt wären um viel auf sie beide zu achten. Jetzt war Michaela doppelt froh, daß sie von ihnen in Ruhe gelassen wurde. Sie habe Arbeit, sagte sie ihnen, wenn sie gelegentlich wieder mit einer Aufforderung zu irgend einer Versammlung kamen, und das war ja auch die Wahrheit. Nicht wie vorher, wo sie sich zur Arbeit zwang und ihr alles zerbrach. Jetzt fühlte sie, wie die Blätter unter ihrer Hand zu singen begannen.

Wenn der Sturm nachließ, bestieg sie ihr Rad und fuhr lange einsame Wege, dem ewigen Rauschen entlang, Sturm im Haar, dem Schicksal entgegen. Anstrengung, sagte sie sich, gibt Kraft. Anstrengung vertreibt die Gedanken, die sich doch zu keinem Ziele führen, bis er da ist, der ihr Schicksal ist. Manchmal geschah es, während ihr das Herz heftig schlug, daß sie ihn auf eines Augenblickes Länge gegen sich zukommen sah, über die Meereswellen, riesengroß, mit verwehtem Haar, um eine Wegbiegung bei einem mächtigen Baum. Doch wollte sie genauer sehen, war die Erscheinung verschwunden.

Wieder war ein Brief gekommen, der einen Tumult in ihr erregte.

„Meine Liebe, nach Deinen Brieflein hast Du ja große Sehnsucht nach mir, doch mußt Du nun leider noch länger warten. Ich soll eine Reise weiter nach Süden machen, da ich schon so weit südlich geraten bin. Ich soll noch einmal die italienischen einzigen Museen besuchen. Wie gerne hätte ich Dich, meinen Liebling, mitgenommen, mit Dir alle Wunder genossen. Aber nun ist es uns anders bestimmt. Wie Du mir schreibst, bist Du auch so in der Arbeit, sie quillt unter Deinen lieben Händen auf, daß ich Dich gar nicht stören dürfte. Jeder geht seine Bahn und folgt seinen Gesetzen. Gedenke meiner in Liebe wie ich Deiner in Liebe und Dankbarkeit gedenke. Ich werde Dich an den Stationen meiner Reise durch meine Berichte teilnehmen lassen. Was machst Du auch? Ei, ei! Willst Du mir's nicht verraten?"

Zuversicht

Was dir der Himmel schickt
an Leid und Freuden,
ob elend, ob beglückt
lern' dich bescheiden.
Sonne und Sterne stehn
ob deinen Tagen,
sie bleiben, wir vergehn,
Herz, laß dein Klagen.
Gott birgt in seinem Schoß
Sterben und Leben,
nichts ist so klein, so groß
Er hat's gegeben;
Hält auch in seiner Hand
dich und das deine,
wie sich dein Los gewandt
weiß Er alleine.
Heb' dich auf aus der Nacht
der dumpfen Träume,
schaue der Sternenpracht
schimmernde Räume.
Sich aus dem Dunkeln blaut
ewig dein Morgen,
selig ist, wer vertraut . . .
Herz, laß dein Sorgen.
Bringezu

Besser waschen mit
PERSIL
PD 465 b

moralische Mensch soll das Staatsleben wie ein echtes Kunstwerk gestalten. Saitschick glaubt an die aufbauenden, positiven Kräfte im Menschen.

Das Buch von Saitschick ist reich an tiefen Gedanken, an Beispielen aus der Geschichte und der Kultur der Menschheit. Die Schweizer Frauen, die noch keinen öffentlichen Anteil am politischen Leben ihrer Heimat haben und sich erst auf diese Teilnahme vorbereiten, sollten dieses sehr wertvolle Buch lesen und darüber nachdenken. Es wird ihnen großen Nutzen und Gewinn bringen, Besinnliches in hohem Maße vermitteln.

Franziska Baumgarten

Anmerkung der Redaktion: Das Thema „Demokratie und Charakter" ist in einer sehr umfassenden und von der psychologischen Seite her angepackten Publikation durch Frau Dr. Franziska Baumgarten behandelt worden, eine Arbeit die in der Schweizerpresse sehr gute Beurteilung gefunden hat.

Eine Frauenkorrespondenz

Vor ungefähr Monatsfrist ist einer größern Zahl von Frauen und wohl auch von Männern — darunter mögen sich manche Leserinnen des „Frauenblattes" befunden haben — ein Büchlein zugeschickt worden, das den Titel „Eine Frauenkorrespondenz" trägt und für das Martha Lieberherr und M. E. Gysin zeichnen. Letztere ist in dem Kreise der Vereinigung für Frauenstimmrecht, Basel und Umgebung, bekannt, da sie dort eine Zeitlang sehr initiativ mitarbeitete.

Der Titel deckt sich freilich nicht ganz mit dem Inhalt des Büchleins. Von den 128 Seiten ist nur etwa ein Drittel dem Briefwechsel zwischen den beiden Frauen zugewiesen; zwei Drittel enthalten Artikel, fast ausnahmslos aus der Feder von M. E. Gysin. Die Korrespondenz bildet sozusagen bloß den Rahmen, von dem sich die Aufsätze abheben sollen.

Unter den Aufsätzen sind vier, die allgemein menschliche Fragen, nicht speziell Frauenfragen besprechen. Sie handeln von Selbsterziehung, Aufrichtigkeit, von der ewigen Liebe und ähnlichen psychologischen und philosophischen Fragen. Die Verfasserin klagt darin, daß ihr solche Artikel etwa von Redaktionen als „nicht druckreif" zurückgeschickt wurden. Ihr langer Auslandsaufenthalt hat ihr Stilgefühl für ihre Muttersprache wohl etwas abgestumpft; die Artikel hätten in der Tat einer stilistischen Ueberarbeitung bedurft, um wirklich druckreif zu sein. Es würde sich auch lohnen, wenn M. E. Gysin eventuelle weitere Artikel sorgfältig durcharbeiten wollte, denn es fehlt ihr sicher nicht an journalistischer Begabung. Obgleich die weltanschaulichen Artikel manche gute und zutreffende Bemerkung enthalten, glauben wir doch nicht, daß M. E. Gysin auf dem Gebiet der psychologischen oder philosophischen Abhandlung ihr Bestes leisten kann. Dazu fehlten ihr die Voraussetzungen, sodaß sie mit Berufenern nicht konkurrieren kann. Dagegen liegen ihr Tatsachenschilderungen aus dem täglichen Leben sehr viel besser.

Die Briefe zwischen den zwei Frauen und die andern Artikel des Büchleins befassen sich vor allem mit der Frauenfrage. Dabei kommen „nos amis, les hommes" allerdings sehr schlecht weg. Man könnte nicht einmal sagen, daß das, was da über sie geschrieben steht, falsch sei. Die Männer, die da geschildert werden, existieren; das wissen wir zur Genüge. Der Fehler des Büchleins besteht aber darin, daß es den andern Typus des Mannes nicht zu kennen scheint, nämlich den Mann, der von innen heraus die Gleichberechtigung der Frau bejaht, dies auch ungescheut ausspricht und sich in jeder Lebenslage als der gute und verläßliche Weggenosse der Frau bewährt; ohne ihn wäre unser Kampf für das Frauenstimmrecht eine völlig aussichtslose Sache. Um dieses Mangels willen tut uns das Erscheinen des Büchleins leid; es wird durch seine Verallgemeinerung und Einseitigkeit der schweizerischen Frauenbewegung schaden.

Etwas störend wirkt es schließlich, daß die eine Autorin bei der Herausgabe der Briefe mitwirkt, in denen ihr die andere — sicher aus ehrlicher Ueberzeugung — so viel Weihrauch streut. So etwas liegt uns Schweizern nicht. Dagegen ist man ergriffen von der Intensität, mit der die beiden Frauen um Fragen der Weltanschauung und Lebensgestaltung ringen.

G. G.

Veranstaltungen

Frauenfeld: Thurgauischer Verband für staatsbürgerliche Frauenarbeit. Dr. F. Wartenweiler spricht am Samstag, dem 15. Februar, um 20 Uhr, im Volkshaus Helvetia über das Thema: Kennst Du das Gesetz über die Altersversicherung? Gäste, Männer und Frauen sind willkommen.

Zürich, Lyceumclub, Rämistraße 28, Montag, 17. Februar, 17 Uhr. Musikstektion. Austauschkonzert mit St. Gallen. Elsbeth Heim, Klavier; Selma Heik, Violine. Sonaten von Geiser, Schubert, Faure. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Bern: Verein bernischer Akademikerinnen. Erster Orientierungsabend über Frauenkongresse. Montag, den 17. Februar 1947, 20.15 Uhr, im Hotel Bristol, Spitalgasse 21, Bern.

Luzern: Verein für Frauenbestrebungen. Dienstag, den 25. Februar, 20.15 Uhr, im neuen „Schwanen". Frau Dr. Gelpke-Weibel: Plauderei über USA.

Radiosendungen für die Frauen

Die Sendeeinschränkungen infolge der katastrophalen Stromversorgungslage wirken sich naturgemäß auf alle Programmsparten des Schweizerischen Rundspruchs aus. So kommt es, daß in der Sendewoche vom 16. bis 22. Februar auch die speziell den Frauen gewidmeten Sendungen eine Reduktion erfahren mußten. So verbleiben noch die Sendung „Notiers und probiers", welche Donnerstag, den 20. Februar um 13.20 Uhr die Kapitel „Kleine Plättchen — Magenbitter — Süß und gut" behandelt, und die „halbe Stunde der Frauenberufe", welche Freitag, den 21. Februar um 17.30 Uhr auf dem Programm steht. Die Kapitel heißen „Die Hebamme" und „Eine Hebamme erzählt". Referentinnen sind Gertrud Niggli und Frau Schlatter-Streiff aus Beringen.

Redaktion
Frau Cl. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Wir bitten unverlangten Manuskripten immer Rückporto beizulegen.

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Schmerzen in Fuß und Bein? da hilft
P. TREFNY
allein
Zürich 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 – Tel. 32 22 87

Gut eingekauft —
haben Sie sicher in der
Bäckerei GANZ in Winterthur

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

Servierkurs!
27. Februar bis 23. April. – Staatlich subventioniert. Die gründliche theoretische und praktische Schulung für den Servierberuf. – Gute Aussicht für geeignete Töchter! Stellenvermittlung. Ill. Prospekt gratis. Tel. 641/2 55 51
Schweiz. Hotelfachschule, Luzern, im „Montana"

Schweizerischer Verband diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- u. Kinderpflege
empfiehlt seine angeschlossenen Schulen zur beruf. Ausbildung in Wochen-, Säuglings- u. Kinderpflege.
Aarau: Kinderspital mit Kinderpflegerinnenschule
Basel: Frauenspital mit Kinderspital u. Säuglingsheim
Bern: Kant. Bernisches Säuglings- und Mütterheim
Chur: Frauenspital Fontana
Neuchâtel: l'Ecole neuchâteloise d'infirmières d'hygiène infantile et maternelle.
St. Gallen: Ostschweiz. Säuglingsspital, Volksbadstraße
Kinderpflegerinnenschule der Hülfsgesellschaft Tempelacker
Pflegerinnenschule zu Birnbäumen
Zürich: Schweiz. Pflegerinnenschule mit Krankenhaus
Mütter- und Säuglingsheim Inselhof
Säuglingsheim Pilgerbrunnen
Aufnahmebedingungen: Gute Allgemeinbildung mit beruflicher Eignung, zurückgelegtes 20. Altersjahr.

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Marnba
SCHAUMBÄDER
für die rationelle Schönheitspflege
verjüngen, erfrischen, reinigen,
pflegen und parfümieren die Haut
In Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur

Durch große Nachfrage ist der Vorrat von

No. 50

des vergangenen Jahres bis auf wenige Exemplare zurückgegangen. — Diejenigen Abonnentinnen, die ihr Exemplar nicht mehr brauchen, sind freundlich gebeten, dieses an die Administration zurückzusenden. Wir danken zum voraus!

Administration
„Schweizer Frauenblatt"
Winterthur

Bewährte Bezugsquellen

Führendes Spezialgeschäft
für das Gastgewerbe
BERRI
FRÜCHTE UND GEMÜSE EN GROS
Zürich, Hafnerstr. 58 Tel. 259 114, 259 102

E. Kellenberger Söhne, Zürich
Hohlstrasse 110, Tel. 23 87 96
Landesprodukte,
Früchte und Gemüse
en gros

FREY & CO., ZURICH
Telephon 23 38 43
Konserven, Kolonialwaren, Frischobst
Gemüse und Südfrüchte en gros
Fabrik-Depot für
Lenzburger Conserven

METZGEREI UND WURSTEREI
W. RUEGG-MEUSLI
Zürich 11 - Oerlikon
Oerlikonerstraße 76, Telephon 46 81 56
I. Qualität Rind-, Kalb- und Schweinefleisch
Täglich frische Wurstwaren
ff. Aufschnitt

KARL HAEGELI
Zürich, Militärstraße 114
Magazin: Tel. 25 72 27 / 27 14 68
Obst, Gemüse
Südfrüchte en gros